

Sprache auch andere Transportmittel von Intra-aktionen anerkannt werden, denn der AR versteht nicht jeden *agential cut* als einen sprachlichen.⁷¹

Die Logik des AR schließt jedoch nicht aus, Sprache *auch* als *agential cuts* setzendes Medium zu verstehen und Sprache ein *für Menschen sehr zentrales Medium* zu halten. Wenn aus queertheoretischer Perspektive die *Zentralität* von Sprache für das Werden unserer Welt entscheidend ist, dann gibt es tatsächlich an dieser Stelle einen Widerspruch in der ARqE. Doch meines Erachtens muss dem Butler'schen Verständnis folgend nicht auf die Zentralität bestanden werden:

Die Behauptung, jener Diskurs sei formierend, ist nicht gleichbedeutend mit der Behauptung, er erschaffe, verursache oder mache erschöpfend aus, was er einräumt; wohl aber wird damit behauptet, daß es keine Bezugnahme auf einen reinen Körper gibt, die nicht zugleich eine weitere Formierung dieses Körpers wäre. (Butler, 1993/1997, S. 33)

Butler geht darnach nicht davon aus, dass Sprache *alles* ausmacht, weil sie das Formieren durch Diskurse nicht als *erschöpfend* begreifen will. Da sie keine Bezugnahme anerkennt, die nicht formierend wäre, besteht sie wohl aber darauf, dass die Anwendung von Sprache *immer etwas* macht. Daher wäre es m. E. aus Butlers – wie auch aus Barads – Sicht unmöglich, einen nicht-sprachlichen *agential cut* zu beschreiben, ohne weitere, nun sprachliche, *cuts* zu generieren. So kann aus der *Queer Theory* übernommen werden, der Wirkungsmacht von Sprechakten *in menschlichen Bereichen* besondere Bedeutung zuzuschreiben. Dies widerspricht meines Erachtens den metatheoretischen Konzeptionierungen des *Agential Realism* ebensowenig wie die queertheoretische Forderung, dass die Wirkungen von Sprache untersucht werden sollen, auch wenn *Agential Realism* der Sprache – bei Anerkennung ihrer Tragweite – keine *besondere* Rolle einräumt.

⁷¹ Als erste semantische Einheit erachtet Barad nicht Worte im Sinne von Bezeichnungen, sondern "material-discursive practices [(including technoscientific ones); Barad, 2007, S. 45] through which (ontic and semantic) boundaries are constituted." (Barad, 2007, S. 141) Sie versteht also auch „diskursive Praktiken“ als steuerndes Element, versteht darunter jedoch nicht nur sprachliche.

4.3.5 Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit in der ARqE

Nun möchte ich prüfen, ob die ARqE die queertheoretische Forderung, Kontextabhängigkeit grundsätzlich in das Verständnis von Wahrnehmung, Denken, Fühlen und Handeln einzubauen, einlösen kann.⁷² In Abschnitt 3.2.5 wurde herausgearbeitet, dass die Experimentalpsychologie Kontextabhängigkeit noch nicht in größerem Stil in ihr Verständnis von Entitäten, Konzepten und Phänomenen eingebaut hat. Selbst der Bereich der *situated cognition* scheint ein diesbezüglich heterogenes Feld darzustellen (vgl. Abschnitt 4.2.2).

Demgegenüber beschreibt Perko (2005) unter den „[m]agmalogische[n] Dimensionen queeren Denkens“ (Perko, 2005, S. 113, Kapitel III.V.2) mit Bezug auf Cornelius Castoriadis eine in der *Queer Theory* angewendete Alternativversion zum identitätslogischen Denken. Was Perko als identitätslogisches Denken bezeichnet, möchte ich hier Entitäten-Realismus nennen. Dieser kann sich in einem spezifischen Kontext auf Menschen in Gesellschaften und damit Identitäten beziehen, aber – so verstehe ich Perko – muss dies auch nicht, sondern auf etwas anderes. Die Magmalogik „widersetzt sich diesem [identitätslogischen (für mich entitäten-realistischem)] Denken mit seiner Kategorie der Bestimmtheit. (...) Im Gegenzug wird die Infragestellung der überkommenen Logik (und Ontologie) gefordert, und auch die Kategorien Bestimmtheit und Ursprung werden radikal in Frage gestellt.“ (Perko, 2005, S. 118) Perko versteht die Alternativversion Magmalogik „als queere Logik, insofern Identitätspolitiken als Ausschlusspolitiken und Identitätslogiken als Ausschlusslogiken ernst genommen werden.“ (Perko, 2005, S. 118) Ich begreife das, was dort als Magma bezeichnet wird, als das bei Barad Unbestimmte, das durch *agentials cuts* in Bestimmtes überführt

⁷² Mit ihrer Position zur Standpunkt-, Zeitgeist- und Kontextabhängigkeit und dem Bestreben, diese in eine Wissenschaftstheorie grundlegend zu implementieren fügt sich Barad in eine Reihe von z. B. feministischen Theoretiker innen ein (z. B. Haraway, 1988 und Longino, 1990, 1994; siehe einen kleinen Überblick in Sieben und Scholz, 2012), deren Vergleich untereinander jedoch nicht Thema dieser Arbeit ist.

werden kann.⁷³ Daher halte ich das Verständnis von Realität hinter der folgenden Aussage über Bedeutungen von Perko für dasselbe wie im *Agential Realism*:

Was sie sind und wie sie sind, sind sie erst im Rahmen der jeweiligen Gesellschaft, in die sie eingebettet sind. Sie verweisen wechselseitig aufeinander „und alle zusammen auf das Magma von Bedeutungen, das der Institution der betreffenden Gesellschaft zugrunde liegt“ (Castoriadis, 1984, S. 595). (Perko, 2005, S. 115)

Genauso geht Barad davon aus, dass unsere Welt zunächst unbestimmt ist (ihr ein Magma von Unbestimmtem zugrunde liegt) und erst *agential cuts* Phänomene herausstellen, die immer nur *relata-within-relations* sind und beinhalten. Wieder bezieht Barad ihre Konzeptionierungen explizit auf jede Entität unserer Welt, während sich queertheoretische Ausführungen im Konkreten auf einen Bereich der Kultur konzentrieren. Das Verständnis von Einheiten als *nicht-identitätslogisch* bzw. *nicht-entitäten-realistisch* sondern als historisch und kontextabhängig halte ich jedoch für identisch.

4.3.6 Dekonstruktion in der ARqE

Nun prüfe ich die Strategie der Dekonstruktion auf Kompatibilität mit dem *Agential Realism*. Barad legt mit der Beschreibung des AR kein Programm zur Veränderung von aktuellen örtlichen Lebensumständen vor, weil sie auf die wissenschaftstheoretischen Grundannahmen einer *ethico-onto-epistemology* fokussiert. Prinzipielle Veränderlichkeit und Nicht-Fixiertheit der Welt sind jedoch zentrales Thema des AR. Entsprechend betont Barad an mehreren Stellen die Notwendigkeit, die eigene wertende Position – die zu beziehen wir laut AR nicht umhin kommen – zu explizieren. Für diese unvermeidbaren wertende(n) Position(en) liefert die *Queer Theory* die Ethik in der ARqE. So können auf Grundlage einer queertheoretischen Perspektive Zielrichtungen formuliert wer-

⁷³ Ich halte auch die Definitionen des Magmas von Castoriadis (1984) für kompatibel mit Barads Verständnis von Diskontinuität in unserer Welt, welches Barad aus der Existenz des Planckschen Wirkungsquantums ableitet (vgl. Barad, 2007, S. 422).

den, die entsprechend der *Queer Theory* nicht einen perfekten Zustand zu erreichen glauben – wie beispielsweise eine Welt ohne Ausschlüsse –, sondern nur die Richtung einschlagen wollen – z. B. die kontinuierliche Verringerung von Machtgefällen. Mit dem Anspruch der Verringerung von Ausschlüssen können Forschende dann an eine psychologische Forschungsfrage herantreten. Die potentielle Frage, ob nicht nur entweder dekonstruiert oder ein lokaler Zusammenhang gefunden werden kann, ist von der diskursiven Psychologie schon beantwortet, die sich vielfach einem Zusammenhang widmete und gleichzeitig dekonstruierend wirkte (vgl. Parker & Shotter, 1990). In einer quantifizierenden Experimentalpsychologie mag man fragen, ob nicht jede Quantifizierung – die eine Festlegung darstellt – Dekonstruktion ausschließt. Meines Erachtens muss das graduell beurteilt werden. Das bedeutet, dass bestimmte Quantifizierungen unter explizierten Kriterien als dekonstruierender als andere Quantifizierungen bezeichnet werden können. So halte ich es in gewissem Maße für dekonstruierend, wenn Studienpartner_innen durch die Konfrontation mit einer unüblichen Geschlechtsabfrage dazu gebracht werden können, diese nicht mehr nur als binär zu benutzen und gleichzeitig ihre nichtbinären Antworten quantifizierbar sind (vgl. Hypothese von Döring, 2013 bzw. Abschnitt 3.2.6).

Auch hier scheint mir der AR prädestiniert, die Forderung nach Bewusstsein dafür zu erfüllen, dass ein zu untersuchendes Phänomen gleichzeitig durch die Art der Begegnung mit ihm (also durch die Intra-aktion) verändert resp. dekonstruiert wird. Allerdings bleibt queertheoretisch zu diskutieren, wie einzelne Dekonstruktionsumsetzungen zu beurteilen sind. Butler selbst (1993/1997) geht davon aus, dass sehr verschiedene, mitunter auch widersprüchliche Strategien der Entselbstverständlichung dienen können.

Wenn zum Beispiel Voß (2011, 2013) kleinschrittig darlegt, dass sich auf den biologisch als gemeinhin aussagekräftig für die Geschlechtskategorisierung erachteten Dimensionen eine große Vielfalt statt Geschlechterbinarität zeigt, so kann er_sie die biologische Geschlechterbinarität dekonstruieren. Gleichzeitig argumentiert Voß (mit Rückgriff auf die Geschichte der biologisch-medizinischen und kulturellen Geschlechtskategorisierung in unserer Kultur), dass es eine kulturelle Entscheidung sei, welche Dimension als

aussagekräftig für die Geschlechtskategorisierung erachtet wird – und dekonstruiert damit die Legitimation der als biologisch erachteten Dimensionen als aussagekräftig – was wiederum seine_ihre erste Dekonstruktion dekonstruiert. Dies kann man als widersprüchlich oder als in hohem Maße dekonstruierend bewerten.⁷⁴

Parallel dazu könnte psychologische Forschung aufzeigen, dass die Gender-Dimension (sei es Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle, Geschlechtstypisierung oder etwas anders) nicht binär ist, sondern eine große Vielfalt aufweist (wie es z. B. Bem, 1974, getan hat; siehe auch Balzer Carr, Ben Hagai & Zurbruggen, 2015, zur Queerness von Bems Ansatz). Tatsächlich konnte Bem damit bereits die Idee der Binarität in einem zweiten Sinne dekonstruieren: Sie konnte Individuen nicht nur hinsichtlich einer graduellen Abstufung zwischen zwei Polen abbilden, sondern zusätzlich in einem zweidimensionalen Feld entlang zweier voneinander unabhängiger Geschlechterachsen – eine für Femininitätswerte und eine für Maskulinitätswerte. Andererseits könnten wir ebenso wie Voß argumentieren, dass psychologisches oder soziales Geschlecht eine kognitive Konstruktion ist (vgl. z. B. Marecek et al., 2004). Wenn wir dabei nicht von einer fixen Mechanik unseres kognitiven Apparates ausgehen, die aufgrund ihres Aufbaus und der eingehenden Stimuli dazu kommt, Geschlecht in einer bestimmten Weise zu konstruieren – wenn wir den kognitiven Apparat also auch als kulturelle Konstruktion begreifen –, dann haben auch wir die erste Dekonstruktion wieder dekonstruiert.

Mit dem *Agential Realism* wäre das jeweils erste Argument (biologische/ psychologische Dimensionen würden beweisen, dass das biologische/ psychologische Geschlecht nicht-binär ist) nicht zu unterstützen. Sehr wohl entspricht aber das jeweils zweite Argument der Logik des AR: Ein Phänomen wie Geschlechterbinarität kann als momentane Realisierung an bestimmten

⁷⁴ Meines Erachtens birgt das erste Argument isoliert vorgebracht die von Feministinnen schon in den 1970ern formulierte Gefahr (vgl. Unger, 1998), wieder einer angeblich natürlich bestehenden und von extern zu bestimmenden Erscheinungsform die Definitionsmacht zu überlassen. Dies entspricht der Perspektive von klassischem Realismus und Identitätspolitikern, aber in Verbindung mit dem zweiten Argument und der Explizierung derer beider Zusammenhang halte ich es für eine sehr interessante Form der Dekonstruktion.

Orten begriffen werden, welche u. a. durch die *agential cuts* zustande kommt, die der psychologische (bzw. biologische) Diskurs über geschlechtstypisches Verhalten, Wesensunterschiede etc. (Chromosomen, Hormone etc.) herausbildet. Solange keine anderen Intra-aktionen ein verändertes Phänomen realisieren, wirkt sich die bestehende Realisierung auf A in der Weise B aus. Eine Metatheorie, die von vorneherein nichts als gegeben annimmt, beinhaltet dadurch eine dekonstruierende Denkfigur, dass jede Entität als instabil, fluid und kontextabhängig beschrieben wird.

4.3.7 Zusammenfassung der Queerness der ARqE

Queertheoretische Forderungen sind nicht immer unmittelbar in der Logik des AR vorhanden. Dennoch scheint der AR geradezu prädestiniert, wenn Forschende eine entsprechende Forderung umsetzen wollen. Dies unterstützt das eingangs zu Kapitel 4.2 beschriebene Argument, dass die Werthaltungen und Sollens-Setzungen der ARqE aus der *Queer Theory* kommen, da solche im AR nicht explizit enthalten sind (Barad lässt nur an wenigen Stellen ihre eigenen Präferenzen durchblicken, die aber nicht zur Konzeption des AR gehören). Der AR fordert jedoch explizit, dass Forschende Werthaltungen und Sollens-Setzungen halten müssen.

An anderen Stellen beinhaltet der AR ein in dieser Arbeit zunächst als queertheoretisch begriffenes Verständnis grundlegend. Bezüglich der Anforderungen aus der Heteronormativitätsanalyse stammen die Sollens-Setzung aus der *Queer Theory*, stimmen jedoch mit der Logik des AR überein. Mit der Erinnerung des AR an die Mitgestaltungsmacht von Forschenden und dem Aufruf, mit dieser Macht bewusst umzugehen, begünstigt der AR die Reflexion von Heteronormativität – sowohl auf Ebene der Studienpartner_innen wie auch der Forschenden selbst. Identitätskategorien und die Intersektionalitätsperspektive betreffend ist erstens zu bejahen, dass die ARqE jede Identitätskategorie als kulturell geformt betrachtet. Für die normative Setzung aus der *Queer Theory*, dass der Verwendung von Identitätskategorien kritisch begegnet werden soll, ist

der AR offen. Gleiches gilt für die Anregung zur intersektionalen Betrachtung, wobei der *Agential Realism* für die queertheoretische Forderung geradezu prädestiniert scheint, weil er als zentrales Thema die wechselwirkende Verwobenheit von Phänomenen und *relata-within-relations* betont. Bezüglich Machtstrukturen ist es dem AR wiederum inhärent, die kritische Analyse von Machtrelationen als notwendig zu erachten, da jeder forschende Standpunkt Privilegien und Ausschlüsse verteilt. Auch das spezifische Foucault'sche Machtverständnis ist kompatibel mit dem AR. Die Rolle der Sprache wird in der *Queer Theory* und im *Agential Realism* zunächst verschieden bewertet. Ich argumentiere jedoch, dass dies zumindest keinen Widerspruch darstellt, weil zum einen die *Queer Theory* nicht so gelesen werden muss, dass *alles* von Sprache mitgestaltet ist, und zum anderen in ARqE die Bedeutung bestehen kann, dass Sprache, wenn sie vorkommt, *immer* mitgestaltet. Wenn wir Sprache als *auch agential cuts* setzendes Medium verstehen, kann der AR widerspruchslos die queertheoretischen Forderungen zum Bewusstsein über die Wirkungsmacht von Sprechakten aufnehmen. Die Anforderungen des Bedenkens von Standpunkten, Historizität und Kontextabhängigkeit ist wieder inhärent in der Logik des AR. Dass unsere Welt als wechselwirkend verstanden wird, ist geradezu das Grundprinzip des *Agential Realism*. Barad bezieht diese Sichtweise prinzipiell auf jedes Phänomen unserer Welt, d. h. auch auf die – wenn wir so wollten (weil es wiederum einer *cut*-Setzung entspräche) – nicht-menschlichen. Da dies auch grundlegende Veränderbarkeit bedeutet, bietet der AR eine passende Grundlage für die Dekonstruktion. Zwar ist im AR nicht das Ziel zu dekonstruieren angelegt, jedoch birgt er ein entitäten-dekonstruierendes Element, wenn er jene prinzipiell als instabil, fluide und kontextabhängig begreift.

Schlussendlich will ich folgende Worte von Butler (1993/1997), in denen sie eine Zusammenfassung ihres Verständnisses von Materialität von Körpern liefert, mit Barads Verständnis parallelisieren, wobei der Unterschied in den oben (ab S. 132) ausgeführten Arten von *cuts* besteht:

1. Die Materie der Körper wird neu gefaßt [*sic*] als die Wirkung einer Machtdynamik, so daß die Materie der Körper nicht zu trennen sein wird von den regulierenden Normen, die ihre Materialisierung

beherrschen, und von der Signifikation dieser materiellen Wirkungen. 2. Performativität wird nicht als der Akt verstanden, durch den ein Subjekt dem Existenz verschafft, was sie/er benennt, sondern vielmehr als jene ständig wiederholende Macht des Diskurses, diejenigen Phänomene hervorzubringen, welche sie reguliert und restringiert. 3. Das ‚biologische Geschlecht‘ wird nicht mehr als ein körperlich Gegebenes ausgelegt, dem das Konstrukt des sozialen Geschlechts künstlich auferlegt wird, sondern als eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert. 4. Der Prozeß, in dem eine körperliche Norm angenommen, angeeignet oder aufgenommen wird, wird neu gedacht als etwas, was im strengen Sinne nicht *von einem Subjekt* durchgemacht wird, sondern als etwas, durch das das Subjekt, das sprechende ‚Ich‘, gebildet wird, nämlich dadurch, daß ein solcher Prozeß der Annahme eines Geschlechts durchlaufen worden ist. 5. Dieser Prozeß der ‚Annahme‘ eines Geschlechts wird mit der Frage nach der *Identifizierung* und den diskursiven Mitteln verbunden, durch die der heterosexuelle Imperativ bestimmte sexuierte Identifizierungen ermöglicht und andere Identifizierungen verwirft und/oder leugnet. (Butler, 1993/1997, S. 22-23)

Butlers 1. Punkt ist parallel zu Barads Verständnis, dass eine Realisierung nicht von den Intra-aktionen zu trennen ist, die sie hervorgebracht haben. Butler geht es dabei vor allem um die Intra-aktionen – auch wenn dies nicht ihr eigenes Wort ist – der Signifikationen und Barad betrachtet eher physische Materialisierungen bei Körpern, wie beispielsweise Voß (2011) es tut. Der 2. Punkt ist parallel dazu, dass im *Agential Realism* ebenfalls nicht von einer Quelle der Konstruktion ausgegangen wird, sondern alle *relata-within-relations* in ständigen Wechselwirkungen miteinander stehen. Im 3. Punkt bespricht Butler eine konkrete lokale Realisierung, der Barad zwar inhaltlich nicht nachgeht, strukturell aber von der gleichen Wechselseitigkeit ausgeht. Im 4. Punkt bespricht Butler, was Barad als „‚local‘ resolution within the phenomenon of the inherent ontological indeterminacy“ (Barad, 2012, S. 32) beschreiben würde. Beide gehen davon aus, dass nicht ein Subjekt eine Beeinflussung erfährt, sondern durch die spezifischen Praktiken erst in der spezifischen Form zum Subjekt wird. Im 5. Punkt geht Butler auf Prozesse ein, die Barad Intra-aktionen nennt (z. B. der *heterosexuelle Imperativ*), und erwähnt die Setzung dessen, was Barad *agential*

cut nennt, nämlich manche Identifizierungen zu ermöglichen und andere zu *verwerfen* oder *leugnen*.

Barad selbst scheint die Welt aus der Perspektive ihres *Agential Realism* als queer zu empfinden, was an Titeln wie “*Natures queer performativity*” (Barad, 2012) ablesbar ist. Darauf komme ich in Kapitel 6 zurück. Ich bewerte den Grad der Queerness einer Experimentalpsychologie, die den *Agential Realism* als wissenschaftstheoretische Grundlage annimmt und Zielsetzungen aus der *Queer Theory* übernimmt, grundsätzlich als hoch, auch wenn im Einzelnen weiterhin kritisch zu prüfen ist, welche queertheoretischen Forderungen umgesetzt werden konnten und welche (noch) nicht. In empirischen Studien stellt sich eine Vielzahl von Herausforderungen – diese soll das nächste Kapitel verdeutlichen.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





5 Erprobung einer ARqE-Anwendung

Forschungsfragen zielen aus ARqE-Perspektive nicht auf “principles of psychological functioning that are abstract, general, and universal” (Sampson, 1978, S. 1333; vgl. Eingangszitate dieser Arbeit auf S. 1). Stattdessen werden Konzepte des menschlichen Erlebens, Denkens, Fühlens und Handelns als einzelne Manifestationen von Möglichkeiten verstanden. Diese Manifestationen sind situativ real, sie haben sich realisiert. Je nach Gegenstand mag auch *materialisiert* das passendere Wort sein. Die spezifischen Manifestationen wiederum bedingen Konsequenzen mit und sind dadurch selbst wirksam. Gerade im Bereich des menschlichen Erlebens können diese Manifestationen situiert hochrelevante Ereignisse darstellen. Wir begegnen lokalen und temporären *Fakten* der Welt, weil die *relations* der *relata* aus mehreren Möglichkeiten intra-aktiv die vorhandene dann-Realisierung (per *agential cut*) *herausgeschnitten* haben. Oft genug sind auch wir Menschen – und gerade Forschende – diejenigen, die die *agential cuts* setzen. Forschende stellen mit ARqE-Grundannahmen also andere Fragen, als wenn sie davon ausgingen, *universale* Fakten zu suchen. Wir können verschiedene Fragen stellen: Was ist wo für wen eine Realisierung, die nicht erst Forschende herstellen, indem sie danach fragen. Welche weiteren Realisierungen wären möglich, d. h., wie kann die Welt noch aussehen? Welche Intra-aktionen begünstigen welche Manifestation(en)? Welche Herstellungen können Menschen mitgestalten und welche (noch) nicht? Mit ARqE-Grundannahmen fragen Forschende nach *Möglichkeitsraum*; falls sie nach *ontologischen Gegebenheiten* fragen, dann nur lokal, temporär und bezogen auf bestimmte Menschen (d. h., bezogen auf situierte ontoepistemologische Gegebenheiten).

Solche Analysen sind schon über die unterschiedlichsten Disziplinen hinaus vorhanden, wenn auch nicht unter dem Label des *Agential Realism*. Beispielsweise sehe ich Foucaults (1968) Beschreibung, wie sich *Geisteskrankheit* in den heutigen europäisch geprägten Gebieten realisieren konnte, als Darstellung von wirkenden *agential cuts*. Er fragt unter anderem: „Liegt nicht in der Krankheit ein ganzer Knoten von Bedeutungen, der aus dem Umkreis, in dem sie aufgetreten ist, herstammt – und zuvörderst die einfache Tatsache, daß sie in diesem Umkreis als Krankheit abgegrenzt wird?“ (Foucault, 1968, S. 90) Er

kann sehr detailliert nachzeichnen, welche Interpretationen und Sichtweisen welchen Verhaltens in welchen Gesellschaften zu welcher Zeit erst zur Gestalt *Geisteskrankheit* führten. An diesen wirkenden *cuts* haben sich und beteiligen sich bis heute auch Forschende, zum Beispiel durch Klassifikation von sogenannten Störungen in einem ICD (*International Classification of Diseases*). Auch wurden schon Auswirkungen von bestimmten Manifestationen auf andere Manifestationen beschrieben, ohne diese jeweils essentialisierend zu behandeln. Butler arbeitete eine *heterosexuelle Matrix* und Foucault ein *Sexualitätsdispositiv* als zeit- und kontextgebundenes *relatum-within-relations* heraus und beide können Folge-Intra-aktionen auf andere zeit- und kontextgebundene *relata*, z. B. geschlechtliche Kategorisierung, beschreiben. Solche Analysen können und sollten aus AR-Perspektive zusätzlich Konfigurationen einbeziehen, die traditionell als physisch oder materiell – und damit als nicht-kulturell – galten. Um eine Forschungsanstrengung *agential realist* zu nennen, ist es m. E. jedoch nicht *notwendig*, dass *materielle* Konfigurationen eine unmittelbare Rolle spielen. Das schlussfolgere ich daraus, dass Barad zwar immer von *material-discursive* als wirkenden Konfigurationen ausgeht, jedoch gerade *nicht* unterscheiden will, dass die einen nur materielle Bedingungen seien und die anderen diskursive.

Ich behaupte also, dass auch *solche* Analysen empirisch durchgeführt werden können, die ihre mit dem empirischem Vorgehen erzeugten Ergebnisse nicht so behandeln, als wären es “human-independent facts about nature” (Barad, 1996, S. 162). Dann kann damit gearbeitet werden, dass *Wissenschaft funktioniert* (vgl. Barad, 1996, S. 162) – solange dies verantwortlich geschieht (vgl. Kapitel 4).

Die Durchführung von konkreten Studien wirft zusätzliche Probleme auf, für die es zahlreiche raffinierte Umsetzungsmöglichkeiten zu entwickeln gilt. Deren zukünftige Lösung erscheint mir jedoch außerordentlich erstrebenswert. In diesem Kapitel will ich den Versuch, einen Effekt zu realisieren, an einem Beispiel diskutieren. Der Ausdruck des Realisierungsversuches soll hervorheben, dass wir mit Empirie nicht beweisen, wie etwas in der Welt ontologisch ist, sondern höchstens eine Realisierung mit möglichst vielen ihrer mitbedingenden Konfigurationen vorführen. Die schrittweise Besprechung einer

Studie, die an ein traditionelles Muster von sozialpsychologischen Studien angelehnt ist, und ihrer methodischen Herausforderungen, soll erste Lösungen und offene Problemstellen demonstrieren. Durch die Vielzahl der Möglichkeiten, wie eine Forschungsfrage gestellt werden kann, ist sicher nur ein Teil hiervon auf andere Studien übertragbar. Die Darstellung hier dient der ersten Veranschaulichung und nicht der konkreten Anleitung.

Ein erstes Problem nenne ich, dass ich auf wenige explizite experimentalspsychologische Einsichten über wirkende Intra-aktionen, *agential cuts* und *relations* der *relata* zurückgreifen kann. Dies führe ich darauf zurück, dass derzeit bei den meisten (psychologischen) Studien unsicher ist, wie stark die *Messung* an der Phänomengestalt mitwirkt. Mit mehr Zugriff auf Forschung aus ARqE-Perspektive sollten sich konkretere Einschätzungen beschreiben lassen. Dennoch kann meines Erachtens auf Studien referenziert werden, die nicht unter einer *ARqE*-Perspektive durchgeführt wurden, sofern *der konkrete Zusammenhang*, mit dem argumentiert wird, der *agential realist* Logik nicht widerspricht. So kann ein Zusammenhang zwischen zwei Realisierungen bzw. *relata-within-relations* auch dann anerkannt werden, wenn bestimmte Aussagen in ARqE anders formuliert oder Autor_inn_en aus ARqE-Perspektive gewisse Schlüsse anders ziehen würden. Als Beispiel soll folgender Schluss aus klassisch experimenteller Perspektive dienen: “[C]hildren who reported strong felt pressure for gender differentiation yet saw themselves as gender atypical, were discontent with their gender, or lacked self-esteem also became more aggressive toward gender-nonconforming peers” (Pauletti, Cooper & Perry, 2014, S. 860). Dieser müsste aus ARqE-Perspektive so spezifiziert werden: “Children who reported strong felt pressure for gender differentiation yet *indicated to see themselves as gender atypical, indicated that they were discontent with their gender, or reported to lack self-esteem (...)*”. Damit würde offen gelassen, ob nicht erst die spezifische Art der Messung von *gender atypicality* eben jene erst hergestellt hat. Die Beschreibung des Effektes – dass der Selbstbericht von jener Atypikalität (und sei es auf bzw. durch Nachfrage) mit bestimmten so-und-so verstandenen Aggressionen zusammenhängt (und dies ggf. nicht die einzige Realisierungsmöglichkeit ist) – könnte danach jedoch argumentativ verwendet werden. Je nach Verwendungswunsch der Beschreibung ist die darin enthaltene

Heternormativität der Zweigeschlechtlichkeit, das wahrscheinlich fehlende Intersektionaldenken und die örtliche und zeitliche Einschränkung einer solchen Aussage mitzutransportieren. Man muss also die Annahme der Stabilität von Geschlechtsidentität nicht teilen, um anerkennen zu können, dass lokal und situativ ein Antwortverhalten X (einer bestimmten Gruppe) mit einem so-und-so beschriebenen Verhalten Y zusammenhängen kann. Verständlicherweise nimmt eine solche situierte Beschreibung den Universalismus aus einem Argument – was gerade eines der ARqE-Ziele ist.

Im weiteren Verlauf werden einige praktische Empfehlungen für eine empirische Effekt-Realisierung aus ARqE-Perspektive wiederholt. Dafür wird im Text abgewechselt zwischen der Besprechung von Formulierungen und den konkreten Formulierungen selbst. Zur visuellen Verdeutlichung der Wechsel ist der Text, der eine konkrete Auseinandersetzung aus ARqE Perspektive darstellen soll, gegenüber der Besprechung der Formulierungen eingerückt und in einer anderen Schriftart.

5.1 Auswahl – mit Begründung – des zu untersuchenden Phänomens

Bei der Auswahl eines zu untersuchenden Phänomens können wir aus der ARqE-Perspektive nicht davon ausgehen, dass wir versuchen zu entdecken, was schon gegeben ist. Vielmehr wissen wir zunächst nicht, ob ein Phänomen ohne unsere Forschungstätigkeit unbestimmt ist oder dieses durch andere Intra-aktionen (die nicht Teil unser spezifisches Eingreifen sind) eine Realisierung in der gleichen Zeit und am gleichen Ort erfährt. Je nach Phänomen müssen wir entweder damit rechnen, dass wir a) die Manifestation durch unsere Forschung erst herstellen, oder dass wir b) etwas untersuchen können, was durch andere Intra-aktionen als die unserer Forschung hergestellt wird (wir aber möglicherweise mit einer Untersuchung dennoch an der Wiederholung und Aufrechterhaltung beteiligt wären). Eine Mischform von a) und b) wäre, wenn z. B. kulturelle Intra-aktionen eine Manifestation auch ohne unsere Forschung realisieren, unsere

Forschung aber eine spezifische Dimension herstellt (z. B. eine Skala von 1 bis 10 mit Bezeichnung), auf der diese Manifestation dann neu mit-hergestellt wird. Wenn wir uns beispielsweise für geschlechtliche Selbstkategorisierung interessieren, kann die Begründung in der ARqE nicht lauten, dass wir einfach zu wenig darüber wüssten (z. B. im Sinne einer Tatsache der zwangsläufigen, unvermeidbaren geschlechtlichen Selbstkategorisierung). Stattdessen müssten wir in ARqE-Studien zunächst davon ausgehen, dass die geschlechtliche Selbstkategorisierung unbestimmt und nicht per se gegeben ist, und begründen, warum wir dieses Konzept herstellen oder seine Herstellung wiederholen. Selbst wenn wir davon ausgingen (etwa durch vorangegangene ARqE-Forschung), dass viele andere Intra-aktionen zur Herstellung des Phänomens beitragen, muss aus ARqE-Perspektive eine wissenschaftliche Aus-einandersetzung erklären, warum die Reifikation des Konzeptes eingegangen wird. Damit wird die Studie schon an diesem Punkt angreifbar und erfüllt einen Teil der besonderen Verantwortung von Forschenden für die Gestalt ihres Ergebnisses (siehe Kapitel 4.2.5). Eine konkrete Formulierung könnte wie folgt lauten:

Unter Anwendung der Perspektive der *Agential Realist* queer(end)en Experimentalpsychologie (ARqE) fragt die folgende Auseinandersetzung nach möglichen Realisierungen eines Phänomens und erprobt hierfür potentiell *cut*-herstellende Intra-aktionen.

Diese Art von übergeordneter, sehr unkonkreter Beschreibung, was in der Studie kommen wird, macht in dieser Arbeit Sinn, da sie erst an das prinzipielle Vorgehen heranführt. Eine alleinstehende Studie aus *ARqE*-Perspektive sollte direkt mit konkreten Inhalten beginnen.

Konkret wähle ich das Phänomen der geschlechtlichen Selbstkategorisierung und es werden Konfigurationen zur verschiedentlichen Herstellung derselben ausprobiert.

Ganz bewusst wird nicht die Idee der *Veränderung* eingesetzt, so als ob gewisse Konfigurationen eine geschlechtliche Selbstkategorisierung *verändern* würden. Vielmehr wird erprobt, welche Intra-aktionen offensichtlich einen Anteil an einer Realisierungsform haben.

Weiterhin wird eine Hypothese aus der deterministischen Psychologie aufgenommen und versucht, ob sich deren vorhergesagtes Phänomen realisieren lässt.

Je nach Veröffentlichungsform kann problemlos das Konzept eines sog. *Abstracts* im Sinne einer einführenden Kurzzusammenfassung für die ARqE übernommen werden. Darin würden konkret die zusammenfassenden Aussagen der Auseinandersetzung genannt werden. In der vorliegenden Arbeit habe ich kein Abstract realisiert, sondern fahre mit einem in das Thema einführenden Abschnitt fort:

Ich gehe hierin davon aus, dass aktuell in europäisch und US-amerikanisch geprägten Gesellschaften verschiedenste Vorgänge (im Sinne von *cut*-herstellenden Konfigurationen) Menschen häufig zu einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung anregen (bisher diese zu forcieren). Die Selbstkategorisierung findet in privaten Situationen statt, in denen Menschen *als Frau* z. B. andere Schönheitshandlungen vollziehen *als Mann*. Zudem „findet in allen gesellschaftlichen Bereichen permanent eine entsprechende Einordnung und Abfrage statt (Personalausweis, Krankenakte, Versicherungsvertrag etc.)“ (Döring, 2013, S. 97) – bis hin zur wissenschaftlichen Nachfrage nach dem Geschlecht der Studienpartner_innen: „Kein Fragebogen ohne Geschlechtsabfrage – das ist die Forschungsrealität in den Sozialwissenschaften.“ (Döring, 2013, S. 94) Gleichzeitig erachtet meine Auseinandersetzung Geschlecht (neben ethnischer Zugehörigkeit und sozioökonomischer Klasse) als eine der drei zentralen Strukturierungskategorien von heutigen, europäisch und US-amerikanisch geprägten Gesellschaften, was die geschlechtliche (Selbst- und Fremd-) Kategorisierung im Moment noch zu einem sozial äußerst relevanten Vorgang macht. Die Einordnung kann für einzelne Menschen persönlich irrelevant sein, aber kulturell erscheint sie mir derzeit noch hochrelevant zu sein. Mit der aktuellen und örtlichen Häufigkeit sowie der Relevanz der geschlechtlichen Selbstkategorisierung begründe ich, warum ich hier die Herstellung des Phänomens wiederhole, obwohl dies problematische Konsequenzen mit sich bringt. Beispielhaft möchte ich eine solche Konsequenz andeuten: Die

Annahmen, wie Frauen und Männer (weitere Geschlechter werden in der Regel nicht genannt) typischerweise sind, sind in den genannten Kulturen nicht nur deskriptiv, sondern haben auch präskriptive Funktion (Prentice & Carranza, 2002). Das bedeutet, dass eine geschlechtliche Kategorisierung eine Art kultureller Vorschriften mit sich bringt, wie beispielsweise eine als Frau kategorisierte Person zu sein hat, um nicht soziale Sanktionen zu riskieren (vgl. Prentice & Carranza, 2002). Einige Forschungsarbeiten zu solchen Sanktionen tragen Pauletti et al. (2014) zusammen. Die vorliegende Studie birgt also u. a. die Gefahr, durch die Reifikation des Phänomens *geschlechtliche Selbstkategorisierung* an der Herstellung von geschlechtsstereotypen Vorschriften beteiligt zu sein.

Hier wird also angenommen, dass heutzutage in den europäisch und US-amerikanisch geprägten Gesellschaften zahlreiche Intra-aktionen häufig zu einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung führen. Die problematischen Seiten dessen kann eine_n Forscher_in dazu veranlassen, dieses Konzept gerade nicht zu wiederholen, oder aber dazu, etwas queertheoretisch Kritisches zur Konzeptionalisierung beizutragen. Hier wird Letzteres angestrebt und gleichzeitig versucht, Sensibilität für die problematischen Konsequenzen des Vorgehens zu zeigen.

Manche Theoretiker_inne_n gehen von folgender Prämisse aus: “[G]ender identity in its strictest sense (i.e., perceiving oneself as a boy or a girl) develops during the early childhood period” (Clemans, DeRose, Graber & Brooks-Gunn, 2010, S. 529). Weiter wird häufig davon ausgegangen, dass diese *gender identity* dann normalerweise bestehen bleibt. Von dieser Vorstellung abweichend gehe ich aus queertheoretischer Perspektive davon aus, dass geschlechtliche Identität nicht dauerhaft inhärent in Menschen manifestiert ist. Vielmehr nehme ich entsprechend des *doing-gender*-Ansatzes (vgl. West & Zimmerman, 1987; Kessler & McKenna, 1978, 2006) an, dass Geschlecht etwas ist, das wir *tun* und das situativ neu hergestellt wird, und *nicht* etwas, das wir *haben*. Eine Selbstkategorisierung wird demnach erst nach einer Abfrage von geschlechtlicher Identität vorgenommen. *Abfrage* muss dabei keine von jemand intendierte direkte verba-

le Frage sein, sondern kann auch die Salient-Werdung einer kulturell angenommenen Geschlechtskategorie in einer Situation durch spezifische Auslöser meinen. Gemäß den ARqE-Aussagen gehe ich also davon aus, dass geschlechtliche Selbstkategorisierung solange nicht existiert (unbestimmt ist), bis sie durch entsprechende Intra-aktionen hervorgerufen wird, und nur durch die wiederholte Herstellung stabil erscheinen mag.

Solche Formulierungen sollen deutlich benennen, dass ein Vorkommnis in der Welt (hier: geschlechtliche Selbstkategorisierung) nicht per se gegeben ist, auch wenn es häufig anzutreffen sein mag. Zwei Komponenten (Häufigkeit und Relevanz) werden als Gründe für die Wiederholung genannt, während die Problematik der Wiederholung – aufgrund derer man sich in anderen Fällen gegen die Wiederholung dieses Phänomens entscheiden mag – ebenfalls genannt wird. Durch die Verwendung von „aktuelle und örtliche Häufigkeit“ (S. 200) soll außerdem deutlich gemacht werden, dass Häufigkeit und Relevanz sehr temporär und lokal beschränkte Gegebenheiten sind.

Mit den hier erprobten Formulierungen zur Begründung der Wahl eines Phänomens, wird versucht, die Vorannahmen zu explizieren, um den Verständnisrahmen der Zusammenhänge, die erprobt werden sollen, und die daraus folgenden Interpretationen, deutlich zu machen und um sie der Kritik zu exponieren. Sie sollen außerdem betonen, dass die in der Studie beschriebenen Zusammenhänge höchstwahrscheinlich nicht die einzigen Realisierungsmöglichkeiten darstellen. Ähnliches wird auch bei der Formulierung der Forschungsfrage bzw. der konkreten Hypothesen angestrebt.

5.2 Auswahl – mit Begründung – der Forschungsfrage und Methode

Mit der Begründung der Wahl des zu untersuchenden Phänomens und seiner Konzeptionalisierung hängt die Formulierung der Forschungsfrage zusammen. Auch hier muss in ARqE erklärt werden, warum die Frage so gestellt wird und nicht anders. Feministischen Theorien weisen darauf hin, dass es eine

Wirkung hat, wenn das Erleben und Handeln von Frauen besonders erklärt wird, und damit das Verhalten von Männern als die normale Variante erscheinen lässt (siehe z. B. Wilkinson, 1996). Gleichmaßen weist die *LGBT Psychology* darauf hin, dass es eine Wirkung hat, wenn das Erleben und Handeln von Homosexuellen besonders erklärt wird, und damit das Verhalten von Heterosexuellen als die normale Variante erscheinen lässt (siehe beispielsweise Clarke, Ellis, Peel & Riggs, 2010). Das Phänomen hat Einzug in die akademische Psychologie gehalten (siehe u. a. Miller, Taylor & Buck, 1991; Bruckmüller, 2013). Bruckmüller, Hegarty und Abele (2012) können genau dies empirisch vorführen: Lokal kann es eine Wirkung haben, was in einer Formulierung als linguistische Norm verwendet wird und was als der zu erklärende Faktor gilt. Aus ARqE-Perspektive ist eine solche *Wirkung* dann eine mögliche Realisierung, die sich unter den installierten Konfigurationen materialisierte.

Wie die Güte von Formulierungsweisen für Begründungen von Forschungsfragen aus ARqE-Perspektive beurteilt werden kann, geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Ich rege hierzu explizit Arbeiten an. Für den Anfang kann es hilfreich sein, stets die Frage zu bearbeiten, warum das untersuchte Objekt so und nicht anders konzeptioniert wird bzw. warum die Forschungsfrage so und nicht anders gestellt wird.

Hier soll erprobt werden, ob eine direkte verbale Abfrage von Geschlecht eine der Intra-aktionen sein kann, die bei der Herstellung einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung mitwirken. Dann wäre die Art und Weise der *Messung* dieser Selbstkategorisierung, also die Gestalt der verbalen Abfrage, ein *das-Ergebnis-mitbestimmender* Apparat im Sinne von Barad (2007).

Die Hypothesentestung kann hier fast analog zur klassischen Experimentalpsychologie ablaufen, mit dem Unterschied, dass sich die Hypothese auf die Realisierung einer Möglichkeit bezieht – es wird also *getestet*, was *situativ* möglich ist, und nicht, wie etwas *per se beschaffen* sei (vgl. Kap. 4).

Traditionellerweise wird Geschlecht in sozialwissenschaftlichen Fragebögen binär abgefragt (Döring, 2013). Studienpartner_innen sollen also auf

die Frage nach ihrem Geschlecht entweder die Antwort „weiblich“ oder „männlich“ ankreuzen. Formuliert man diese Frage und vor allem ihre Antwortmöglichkeiten nonbinär, dann könnte diese Frageart im Sinne der ARqE eine Konfigurationskonstellation des *Ergebnis-mit-herstellenden Messapparates* darstellen. Die Wirkung einer solchen Konfigurationskonstellation soll hier empirisch erprobt werden. Es soll geprüft werden, ob eine Anders-Formulierung einer klassischen Frage eine andere als die klassische Realisierung erzeugen kann. Die erste Hypothese lautet daher: Wird die Geschlechtsabfrage in einem Fragebogen nonbinär gestellt, so stellt diese Frage eine größere Geschlechtervielfalt in den Antworten her, als wenn die Geschlechtsabfrage klassisch binär gestellt wird.

Selbstredend kann ein solches Experiment nicht offenbaren, ob nun die klassische Annahme einer inhärenten oder die *agential realist queer*-Annahme einer ständig herzustellenden Geschlechtsidentität *der Wahrheit entspräche* – wie es Ziel des klassischen Realismus‘ wäre (vgl. Kap. 3.1.2). Wohl kann eine solche Studie aber – was Ziel des *Agential Realism* ist – offenbaren, ob eine Herstellung möglich ist. Herstellung beschränkt sich hier auf Antworten in einem Fragebogen und es ist nicht etwa die Rede von einem “own sense of themselves as a boy/man or as a girl/woman” (Smith, Johnston-Robledo, McHugh & Chrisler, 2010, S. 364) oder als etwas anderes (außer *boy/man* bzw. *girl/woman*) oder als nichts. So werden die Ergebnisse desselben Experimentes aus einer klassisch realistischen Perspektive anders interpretiert als aus ARqE-Perspektive. Im traditionellen Verständnis würden hier Treatment (also die experimentelle Bedingungsvariation) und Messung in einem Punkt zusammenfallen. Wenn zwei verschiedene Arten der Geschlechtsabfrage unterschiedliche Ergebnisse produzieren, so wäre aus klassisch experimentalpsychologischer Sicht mindestens eine nicht als Messinstrument geeignet (bzw. würde auf einem zweiten Faktor laden). Döring (2013) schreibt, dass „eine Befragung nicht nur eine Datenerhebung, sondern automatisch auch eine Intervention dahingehend darstellt, dass die Art der Fragen die Befragten zum Nach- und ggf. auch Umdenken animieren kann (sogenannte instrumentelle Reaktivität)“ (Döring, 2013, S. 103). Allerdings wird diese instrumentelle Reaktivität klassischerweise als Störquelle erachtet und nicht als Selbstverständlichkeit unserer psychologischen Forschung (und aller

Intra-aktionen). Demgegenüber wird hier entlang der ARqE davon ausgegangen, dass eine Messung *immer* ihren Teil zur Phänomenherstellung beiträgt. Es könnte für zukünftige Forschungen interessant sein, wie groß dieser Teil jeweils ist, weil daraus unterschiedliche Interpretationen abgeleitet würden. So mag der Anteil situativ auch vernachlässigbar sein, aber davon können wir nicht per se ausgehen.

Dass die Art und Weise der Messung ein *das-Ergebnis-mitbestimmender* Apparat ist (vgl. S. 203), müsste in Arbeiten aus ARqE-Perspektive nicht explizit benannt werden, da dies inhärentes Verständnis der ARqE-Perspektive ist. Hier wird – abweichend davon – dem Umstand Rechnung getragen, dass diese Perspektive im Moment erst vorgestellt wird.

Ich vergleiche also die Antworten einer Gruppe von Studienpartner_innen auf die klassisch binär formulierte Frage mit den Antworten einer Gruppe auf eine nonbinär formulierte Frage. Damit jedoch nicht eine Gruppe der Studienpartner_innen mit einer rein heteronormativen und unproblematisierten geschlechtlichen Selbstkategorisierungsaufgabe (binäre Abfrage) konfrontiert wird, werden beide Arten der Geschlechtsabfrage (binär und nonbinär) allen Studienpartner_innen vorgelegt. Jede_r Studienpartner_in beantwortet also zweimal eine geschlechtliche Selbstkategorisierung.

Es ist klassisch experimentalpsychologisch wohl eher unüblich, ethische Überlegungen solcher Art (womit manche Studienpartner_innen nicht konfrontiert werden sollen) das Design der Studie mitbestimmen zu lassen. Solch reflexives Vorgehen sollte jedoch aus Perspektive der ARqE zum Standard werden.

Das zweimalige Antworten wird vermutlich die Beschaffenheit der Konstrukte mitbestimmen. Beispielsweise legen aktuelle Konversationsnormen (siehe Wänke, 2007) des europäisch und US-amerikanisch geprägten Raumes nahe, dass eine *vernünftig* fragende Person/Studie nicht zweimal das (vermeintlich) Selbe fragt. Es ist möglich, den Fragebogen so zu gestalten, dass bei der ersten Abfrage noch nicht ersichtlich ist, dass die gleiche Frage

noch einmal gestellt wird. Spätestens bei der zweiten Abfrage legen die Konversationsnormen den Studienpartner_inne_n jedoch nahe, dass diesmal etwas anderes als zuvor gefragt würde. Es kann also eine Rolle spielen, welche Frageart zuerst und welche als zweites präsentiert wird. Daher nehme ich an, dass auch die Reihenfolge, in der die verschiedenen Fragearten (binär und nonbinär) eingesetzt werden, ein *Ergebnis-mitbestimmender* Teil der Konfiguration ist. Hier wird die These des Effektes der Reihenfolge zunächst ungerichtet erprobt.

Wohlgermerkt wird nicht getestet, ob hier wirklich Konversationsnormen den *agential cut* mit-herstellen, denn dies müsste anders vorgeführt werden. Zunächst wird erprobt, ob die Reihenfolge eine mitbestimmende Konfiguration ist. Dann könnte weiter gefragt werden, welche Konfigurationen genau die mit-beteiligten Intra-aktionen stellen.

Aus Perspektive der ARqE wäre das Ergebnis, dass die Reihenfolge die Beschaffenheit der Antwort mitgestaltet, explizit keine Verzerrung von einer als korrekt angenommenen Antwort, sondern gehörte zum Phänomen der geschlechtlichen Selbstkategorisierung dazu. Entsprechend wird hier von Barad'schen Intra-aktionen gesprochen und nicht von Verzerrungen. Wenn die Hypothese formuliert ist, folgt in einer klassischen Studie die Operationalisierung der Konstrukte. Wie in 3.2.3. beschrieben, gibt es in ARqE keine Operationalisierung, weil nicht von zu messenden Eigenschaften ausgegangen wird, für die möglichst gute Indikatoren gefunden werden müssten. Deshalb folgt nun einfach die Spezifizierung der Konfigurationen.

In dieser Studie wird versucht, durch folgende Konfigurationen des Messapparates das Ergebnis der geschlechtlichen Selbstkategorisierung mitzubestimmen: erstens, durch die unterschiedliche Formulierung von Frage und Antwortmöglichkeit, und zweitens, durch die Reihenfolge der Abfrage. Dieser Aufbau erlaubt außerdem das unkomplizierte Ausprobieren einer weiteren möglichen *cut*-Herstellung, nämlich den Realisierungsversuch, ob auch die Angabe über die Vergangenheit dadurch mitbestimmt wird.

Aus klassisch experimentalpsychologischer Sicht sollte die als stabil angenommene Ausprägung in den letzten Jahren nicht an sich von der Reihenfolge der Beantwortung abhängen. Sollten sich bei einer Aussage über die Vergangenheit unterschiedliche Antworten in Abhängigkeit von der Reihenfolge ergeben, würde dies als Zeichen für mangelnde Reliabilität und Validität der Messung gewertet. Aus ARqE-Perspektive ist hingegen eine Messung, die das Ergebnis mitbestimmt, nie im klassischen Sinne (in)valide, sondern offenbart damit das Mit-Konfigurieren.

Es wird also außerdem nach der *geschlechtlichen Selbstkategorisierung* in den letzten Jahren gefragt. Da nicht von Stabilität ausgegangen wird und dies auch den Studienpartner_inne_n nicht suggeriert werden soll, wird das Wort „meistens“ verwendet, um nahezulegen, dass diese Empfindung plausiblerweise variiert haben kann und nur eine Art Durchschnittsangabe erwartet wird. Hier soll nicht verglichen werden, ob die Frage nach der Vergangenheit in nonbinärer Abfrage andere Antworten realisiert als in binärer Abfrage, sondern, ob die Reihenfolge das Ergebnis mitbestimmt. Die Vergangenheitsfrage wird daher nur in der Frageart realisiert, die variantenreichere Antworten realisieren sollte, nämlich in nonbinärer Frageart.

Realisiert wird die binäre Abfrage durch die klassische Frage der Form „Ihr Geschlecht:“ mit der Präsentation von zwei Ankreuzalternativen, von denen eine mit „weiblich“ und die andere mit „männlich“ bezeichnet ist. Die nonbinäre Frageform präsentiert dagegen als Antwortformat eine Linie deren Endpunkte mit „weiblich“ und „männlich“ versehen sind. Auf dieser Linie soll ein Kreuz gesetzt werden. Es gibt neben der Linie außerdem die Option, „weder noch“ anzukreuzen.

Damit die Frage nach der Vergangenheit nicht lautet „Ihr Geschlecht in den letzten Jahren meistens?“, formulierte ich wie folgt: „Wie fühlten Sie sich in den letzten Jahren meistens?“. Analog dazu lautet die nonbinäre Frage nach der *aktuellen* Selbstkategorisierung, wie sich die Studienpartner_innen fühlen.

In der nonbinären Variante werden also die beiden Fragen gestellt: „Wie fühlen Sie sich jetzt gerade? Setzen Sie ein ×:“ und „Wie fühlten Sie sich in den letzten Jahren meistens? Setzen Sie ein ×:“.

Zusätzlich zu diesen Konfigurationen soll erprobt werden, ob sich bewertende Angaben über diese Fragen realisieren lassen. Döring (2013) beschreibt in ihrer Nennung der instrumentellen Reaktivität, dass diese möglicherweise zu einer erwünschten Wirkung führen könnte: „Da eine Befragung (...) auch eine Intervention (...) darstellt (...), mag angesichts der kulturellen Dominanz des Modells der Zweigeschlechtlichkeit eine gewisse Irritation [gegenüber mehr als zwei Antwortvorgaben] bei den Befragten durchaus wünschenswert sein.“ (Döring, 2013, S. 103) Damit deutet Döring eine Strategie an, um heteronormative Geschlechterbinarität lokal und temporär ein wenig aufzubrechen: Wenn wir die Geschlechtsabfrage mit mehr oder anderen als der klassischen Antwortmöglichkeiten von „weiblich“ und „männlich“ ausstatten, könnte dies die Zweigeschlechtlichkeit entselbstverständlichen. Allerdings befürchtet Döring als gleichzeitige Wirkung unerwünschte negative Einstellungen bei den Studienpartner_inne_n gegenüber der Frageart oder der Studie:

Es ist jedoch empirisch abzuklären, wie eine wenig sensibilisierte Zielgruppe Geschlechts-Items mit mehr als zwei Ausprägungen aufnimmt. Der Wirkung eines vielleicht wünschenswerten Denkanstoßes steht die mögliche unerwünschte Nebenwirkung negativer Einstellungen gegenüber dem Forschungsteam bzw. -projekt gegenüber, etwa der Eindruck, es würden *unsinnige* Fragen gestellt und die Studie sei dubios. (Döring, 2013, S. 103)

Neben einer Irritation lautet ihre zweite Wirkungsthese also, dass die nonbinäre Geschlechtsabfrage dazu führen könnte, dass Studienpartner_innen negative Einstellungen gegenüber der Frageform, der Studie insgesamt oder gegenüber den Forschenden entwickeln.

An dieser Stelle könnte die Beschreibung einer Studie der klassischen Experimentalpsychologie nahtlos dazu übergehen, dass diese These hier getestet werden soll und daher die entsprechenden Einstellungen nach der jeweiligen

Geschlechtsabfrage erhoben werden. ARqE strebt dagegen an, die eigenen in der Forschung gesetzten *agential cuts* zu thematisieren. Daher ist eine Diskussion des Konstruktes vorgeschaltet:

Wenn wir versuchen wollen, diese Realisierung zu erproben, stellt sich aus ARqE-Perspektive die Frage, ob wir solche Einstellungen, wenn sie *messbar* würden, nicht erst durch unsere Nachfrage generieren. Selbst innerhalb der Psychologie existiert eine gewisse Debatte darüber, ob Einstellungen stabile kognitive Zustände (*mental states*) oder im Moment der Abfrage gebildete evaluative Urteile sind (Schwarz & Bohner, 2001). Ferguson und Zayas (2009) sammeln Beispiele, wie häufig eine Evaluation die Verarbeitung eines Stimulus' begleitet – was sie *automatic evaluation* nennen –, ohne dass eine konkrete Abfrage die Einstellung erst herstellen würde. Schwarz und Kollegen (z. B. Schwarz und Bohner, 2001; Schwarz und Strack, 1991) vertreten dagegen folgenden Standpunkt: “[A]ll we assess in attitude measurement are evaluative judgments that respondents construct at the time they are asked, based on whatever information happens to be accessible.” (Schwarz und Bohner, 2001, S. 437) Aus ARqE-Perspektive stimme ich mit dem ersten Teil des Zitats überein, dass die evaluativen Urteile von Studienpartner_inne_n erst zum Zeitpunkt der Abfrage erstellt werden – allerdings im Sinne von Barad (2007) als basierend auf den speziellen Konfigurationen, mit denen ein Apparat realisiert ist, bzw. im Sinne von Butler als *based on the field of recognizability* (vgl. Butler, 2015, S. 38). Zu den Ergebnis-verursachenden Konfigurationen gehört aus ARqE-Perspektive nicht nur, welche Informationen zugänglich sind, sondern auch alle früheren oder indirekteren Einflüsse, die eine Information so gestalten, wie sie im Moment erscheint.⁷⁵

Aus Perspektive der ARqE muss ich also unsicher sein, ob nicht erst eine Nachfrage im Fragebogen eine Bewertung (z. B. „unsinnig“ oder „dubios“)

⁷⁵ Unter Umständen würden Schwarz und Kollegen dies auch nicht verneinen. Der ARqE ist es jedoch besonders wichtig, die Abhängigkeit von Ergebnissen (wie einer konkreten Evaluation) von größeren Zusammenhängen zu betonen, und Formulierungen nicht so klingen zu lassen, als ob ein mentaler Zustand nur Ergebnis der Rechenleistungen eines einzelnen kognitiven Apparates wäre.

realisiert. Es könnte sein, dass allein die Überraschung über ungewohnte Fragen eine Bewertung realisiert, die wir als Forschende dann tatsächlich nur noch *messen* – mit zu vernachlässigender Mitgestaltung. Ausgehen kann ich davon aber nicht. Meines Erachtens wäre es interessant und wichtig, konkrete Einstellungsforschung aus ARqE-Perspektive durchzuführen, um ein ARqE-Verständnis über die *agential cuts* entwickeln zu können, die Einstellungen realisieren. Im Moment kann ich nur versuchen, vorzuführen, dass bei Personen auf Abfrage eine Bewertung zu realisieren ist.

Dieses Ziel ist ein anderes als die Hypothese von Döring. Letztere besteht darin, empirisch zu zeigen, dass A (ungewöhnliche Fragen) zu B (diese Fragen/ Studie dubios zu finden) führt. Sollten sich bestimmte Einstellungen realisieren lassen, lautet die Einsicht aus Perspektive der ARqE dagegen: Wenn wir B (Fragen/ die Studie als beispielsweise dubios zu benennen) die Möglichkeit zur Realisierung geben (wir fragen danach, wie die Fragen empfunden werden, und tun dies auf bestimmte Art und Weise), kann sich B durch A (es sind situativ ungewöhnliche Fragen) *und* den eröffneten Möglichkeitsraum (dass und wie wir danach fragen; dass es kulturell verbreitete Ideen zu den verwendeten Konzepten gibt; was die individuellen Konzepte sind; etc.) realisieren.

Problematisch ist an diesem Vorgehen, dass möglicherweise ohne unsere Abfrage situativ durch keine anderen Intra-aktionen eine bestimmte Bewertung hergestellt würde. In diesem Fall würde ich als Forschende die Äußerung einer negativen Einstellung gegenüber einer nonbinären geschlechtlichen Selbstkategorisierung erst hervorbringen. Womöglich würden die Studienpartner_innen ohne meine Abfrage meine Studie am Ende auch ohne negative Bewertung der nonbinären Geschlechtsabfrage verlassen.

Solche Fragen würden in der klassischen Experimentalpsychologie nicht gestellt. Vielmehr würde davon ausgegangen, dass die negative Bewertung unabhängig von der Frage danach evoziert würde.

Im Bewusstsein dieser möglichen Problematik, durch die Studie das Phänomen *Einstellung gegenüber untypischer Geschlechtsabfrage* erst herzu-

stellen, soll hier vorgeführt werden, dass bestimmte Bewertungen der nonbinären Selbstkategorisierung realisiert werden können.

Ich benutze bewusst die Formulierung *bestimmte Bewertungen* und nicht *negative Bewertungen*, da ich die Klassifizierung *negativ* als eine weitere, erst situativ gebildete Kategorisierung erachte.

Selbstverständlich stellt jedes Wort eine situierte Kategorisierung dar, die man problematisieren kann – man kann beispielsweise auch fragen, ob die Studienpartner_innen untereinander teilen, was sie unter *Fragen empfinden* verstehen. In dieser Studie setze ich *agential cuts* auch dadurch, dass ich annehme, dass bezüglich des Verständnisses, wie man *Fragen empfindet*, unter meinen Studienpartner_innen größerer und unproblematischerer Konsens besteht, als bei der Frage, welche Adjektive als negativ gewertet werden. Nachfolgende Forschung könnte meine gesetzten *cuts* wiederum problematisieren und meine Selbstverständlichkeiten in Frage stellen. Hier stelle ich zunächst die Praktik in Frage, daraus, dass bestimmte Adjektive von bestimmten Gruppen in bestimmten Fragebögen als *negativ* eingeschätzt werden, zu schließen, dass meine Studienpartner_innen diese Adjektive als negativ empfinden. Üblicherweise legen Psycholog_innen Studienpartner_innen Listen von Adjektiven zur Einschätzung vor, um festzulegen, welche sie in Folgestudien als *kulturell negativ bewertet* u. a. verwenden. Tatsächlich handelt es sich hier – weil es keine *Operationalisierung* von *negativ* oder *dubios* gibt (vgl. Kap. 4.2.3) – lediglich um die Feststellung eines Zusammenhanges zwischen zwei konkreten Antwortverhalten.

Ich wähle Adjektive, die situativ als positive oder negative Beschreibungen empfunden werden können. Dabei gehe ich davon aus, dass diese Einschätzung inter-individuell, situativ intra-individuell und auch in Abhängigkeit davon, worauf sich ein Adjektiv bezieht, variiert. Daher soll keine Aussage über Positivität oder Negativität der Bewertungen getroffen werden. Es werden lediglich sieben Eigenschafts-Dimensionen ausprobiert, auf denen die Studienpartner_innen je auf einer 7-stufigen Likert-Skala angeben sollen, wie sie die jeweilige Geschlechtsabfrage empfinden. Dabei habe ich versucht, jeweils Gegensatzpaare zu finden – wobei nicht vorauszusetzen ist, dass die Studienpartner_innen dies ebenso empfinden. Die

Paare lauten: unseriös-seriös, interessiert-oberflächlich, befremdlich-angenehm, menschenfreundlich-menschenverachtend, engstirnig-weltoffen, realitätsnah-realitätsfern, sachlich-unsachlich. Außerdem wird die offene Frage gestellt: „Die Fragen wirken außerdem:“, worauf die Studienpartner_innen mit einem Freitext antworten können.

Die Wahl von Likert-Skalen mit bestimmten Bezeichnungen wie „unseriös“ und „oberflächlich“ stellt hier *keine* Operationalisierung in dem Sinne dar, dass diese Adjektive Indikatoren für den Sachverhalt *als-dubios-empfinden* wären. Vielmehr werden Adjektive ausprobiert und erprobt, ob die Zustimmung zu jenen systematisch von der Frageform nach Geschlecht und/ oder der Reihenfolge mitbeeinflusst wird.

Die Richtung einer solchen Herstellungs-Hypothese würde aus der genauen Betrachtung der *agential* schneidenden Konfigurationen entstehen. Aus Kenntnis über lokal und temporär wirkende Heteronormativität, die eine geschlechtliche Kategorisierung hin zur Binarität beschränkt, könnten Richtungen für jede Herstellungs-Hypothese jeder Adjektiv-Einschätzungs-Dimension gebildet werden. Ohne hinreichendes Vorwissen über situative Intra-aktionen haben wir jedoch kaum Anhaltspunkte für Generierung von Hypothesenrichtungen. Hier soll mangels Vorwissen über dieserorts potentiell wirkende Konfigurationen (neben Heteronormativität) aus *ARqE*-Perspektive zunächst ungerichtet getestet werden, auch wenn ich spekulierende Annahmen äußern kann.

Unterschiedshypothesen teste ich – mangels Vorwissen aus *ARqE*-Perspektive – zunächst ungerichtet. Zusätzlich kann ich jedoch in einem zweiten Schritt Vermutungen über wirkende Intra-aktionen auf Basis einer heteronormativen Prägung unserer aktuellen Kultur verwenden und sehen, ob sich die u. a. dadurch vorhergesagten Richtungen der Unterschiede realisieren lassen.

Für die sieben Dimensionen werden also zusätzlich die folgenden spezifizierenden Thesen aufgestellt:

- Weil unsere aktuelle Kultur heteronormativ geprägt ist, wird die binäre Frageform als *seriöser* als die nonbinäre markiert.
- Durch die Bereitstellung von mehr Antwortalternativen evoziert die Dimension interessiert-oberflächlich die Beurteilung der nonbinären Frage als *interessierter* als die binäre Frageform.
- Aufgrund der Bekanntheit und Gewöhnung wird die binäre Frageform eher als *angenehm* als die nonbinäre markiert.
- Aufgrund der Bereitstellung von mehr Antwortalternativen, die die klassisch binären nicht ausschließen, wird die nonbinäre Frageform als *menschenfreundlicher* als die binäre markiert.
- Aus demselben Grund wird die binäre Frageform als weniger *weltoffen*, als die nonbinäre markiert.
- Aufgrund der heteronormativen Prägung unserer Kultur wird Geschlechterbinarität als gegeben erachtet und die binäre Frageform als *realitätsnäher* als die nonbinäre markiert.
- Analog zur Seriosität wird die binäre Frageform als *sachlicher* als die nonbinäre markiert.

Selbst wenn sich das Ergebnis realisieren lässt, dass die binäre Frageform durch diese Konfigurationen des Fragebogens als realitätsnäher als die nonbinäre eingestuft würde, muss die entscheidende mitbestimmende Intraaktion nicht die vermutete *heteronormative Prägung unserer Kultur, aufgrund derer Geschlechterbinarität als gegeben erachtet wird* sein. Vielmehr ist diese Vermutung eine, an der sich nachfolgende Studien orientieren könnten. Zunächst ist lediglich die Realisationsmöglichkeit auf dem Prüfstand.

Um den Fragebogen ähnlich zu einem in den Sozialwissenschaften üblichen zu machen, wird darin nicht nur nach Geschlecht von Studienpartner_innen gefragt, sondern auch nach anderen als "major demographic characteristics" (APA, 2010, S. 29) bezeichneten Personvariablen: "age; (...) ethnic and/or racial group; level of education; socioeconomic, generational

or immigrant status, (...)” (APA, 2010, S. 29). Aus queertheoretischer Sicht ist jedoch die unproblematisierte Reproduktion solcher Konstrukte als aussagefähige einzelne Variablen kritisch zu sehen. Aus einer queeren Perspektive ist es problematisch, wenn ein wissenschaftlicher Fragebogen den Studienpartner_inne_n vermittelt, dass durch die Frage nach der Muttersprache ein wissenschaftlich erklärungsrelevantes Konzept erfasst würde. Diese Frage wird in psychologischen Studien nicht selten dazu verwendet, die Daten jener, die als Muttersprache nicht die des Fragebogens angeben, aus der Analyse auszuschließen. Dieses Vorgehen wird damit begründet, dass jene die Fragen und deren Konnotationen möglicherweise nicht korrekt verstehen würden. Eine aus queertheoretischer Sicht akzeptable Begegnung dieser Forscher_innen-Befürchtung wäre, die Studienpartner_innen zu fragen, wie gut sie die Fragen der Studie verstehen. Dies lässt die Option offen, die Daten derer, die einen bestimmten Grad an Verständnisschwierigkeiten angeben, nicht in die Datenanalyse einzubeziehen; gleichzeitig schreibt das Vorgehen den Studienpartner_inne_n Kompetenz zu, diesen Punkt selbst beurteilen zu können, statt das Kriterium für den Verständnisgrad von extern an Drittvariablen festzumachen. Solche Überlegungen sind aus ARqE-Perspektive für jede der vermeintlichen *major demographic characteristics* anzustellen.

In einer Studie, die Aussagen über lokal relevante, soziale Kategorien machen möchte – wie zum Beispiel *als Frau kategorisierte Personen* –, könnten diese weiteren sozialen Kategorien wichtig werden, um die eigentlich interessierende Kategorie intersektional zu betrachten. Im vorliegenden Fall werden nur mehrere Antwortverhalten innerhalb der gleichen Stichprobe in Zusammenhang gebracht. Die Intersektionalität von Gruppenzugehörigkeiten wäre erst dann zu bedenken, wenn von der befragten Stichprobe auf eine angenommene Population verallgemeinert werden sollte. Diese Generalisierung wird hier nicht unternommen (siehe untenstehender Abschnitt der Interpretation ab Seite 226). Dass es sich aber insgesamt nur um lokal und temporär gültige Konzepte handelt versteht sich von selbst.

Um die klassische Frageform nach Alter, Geschlecht, Staatsangehörigkeit, Mutterprache den Studienpartner_inne_n nicht alleinstehend und unproblematisiert zu präsentieren, nimmt der Fragebogen auch alternative, queertheoretisch kompatiblere Frageformen auf. Wieder sollen aus ethischen Gründen alle Studienpartner_innen alle Fragen vorgelegt bekommen, damit nicht eine Stichprobe nur die queertheoretisch problematischen erhält.

Auch hier könnten solche Erklärungen bei Voraussetzung der ARqE-Perspektive als bekannt wegfallen. Analog wird in klassischen Studien auch nicht jedes Mal die klassische Forschungslogik erklärt. Hier dienen diese Erklärungen der momentanen Verständlichkeit. Im folgenden Abschnitt zeigt sich, dass aus ARqE-Perspektive als relevant erachtet wird, mit welchem Material die Studienpartner_innen konfrontiert werden. Auch hier ist die Gestaltung der Frage sehr wahrscheinlich eine Ergebnis-mitbestimmende Konfiguration.

Bezüglich des Alters ist aus queertheoretischer Sicht die Position naheliegender, dass Alter keine entscheidende alleinstehende Personenvariable mit bestimmten Konsequenzen ist, sondern dass kultureller Umgang sogenannte Altersphänomene moderiert. Wenn eine ältere Person die Handhabung moderner Technik schwierig findet, liegt dies demnach nicht direkt am Alter, sondern daran, wie Gesellschaft Strukturen gestaltet, und daran, dass moderne Technik so gemacht ist, dass ältere Menschen sie tendenziell schlechter handhaben können als jüngere. Aus queertheoretischer Perspektive ist viel weniger relevant, wie alt eine Person kalendarisch ist, als dass sie durch kulturelle Handlungen jung, *normal* oder alt gemacht wird. Entsprechend würde ein queerinformierter Fragebogen nicht nach dem Alter fragen, sondern nach den Faktoren, die kulturell Alter zu einer intelligiblen Variable machen. Ein solche Frage könnte z. B. lauten: „Wodurch werden Sie kulturell so jung/alt gemacht, wie Sie gemacht werden?“ Allerdings ist anzunehmen, dass Personen unserer heteronormativ geprägten Kultur ohne queertheoretische Bildung diese Frage nicht ohne Weiteres im queertheoretisch intendierten Sinne verstehen würden. Als Alternative werden hier folgende Fragen erprobt: „Fällt Ihnen Ihr Alter im Alltag auf?“

und anschließend „Warum, denken Sie, ist das so?“ Als wünschenswert erachte ich, wenn Menschen durch diese Fragen dazu gebracht werden, darüber nachzudenken, warum ihnen ihr Alter im Alltag auffällt oder nicht, und wenn sie dadurch möglicherweise auf die Idee kommen, dass es ihnen auffällt, weil sie gesellschaftlich *unnormalisiert* werden, bzw. dass es ihnen nicht auffällt, weil sie *normalisiert* werden. Wiederum ist es allerdings – wie bei der versuchten Realisierung von Geschlechterdiversität – nicht allzu wahrscheinlich, dass zwei kurze Fragen den übrigen (und üblicheren) Konfigurationen entgegenwirken können. Viel wahrscheinlicher ist, dass die meisten Studienpartner_innen – wie gewohnt – das Auffallen oder Nicht-Auffallen auf sich selbst zurückführen und nicht auf den Kontext. Sie werden vermutlich antworten, dass es ihnen beispielsweise nicht auffällt, weil sie noch nicht zu alt *sind*, bzw. dass es ihnen auffällt, weil sie alt *sind*. Möglicherweise werden nur jene, die sich normal fühlen, aber in Deutschland nicht den altersmäßig Normalisierten entsprechen, eine Ausgrenzung angeben können. So könnten sich beispielsweise 17- und 18-Jährige des großen Qualitätssprungs der Volljährigkeit bewusst sein, obwohl die gefühlten Veränderungen als klein wahrgenommen werden. Sie könnten vermutlich eher benennen, dass nicht das Alter als Personenvariable etwas bewirkt, sondern nur⁷⁶ in einer Interaktion (bzw. Intra-aktion) mit gesellschaftlichen Zuschreibungen.

Durch die Aufnahme von alternativen Frageformen zu den Konstrukten Alter, Sprachkenntnisse, Gruppenzugehörigkeit, sozioökonomischer Status und Religionszugehörigkeit, soll den Studienpartner_inne_n im hier verwendeten Fragebogen vorgeführt werden, dass sozialwissenschaftliche Fragen auch anders als in klassischer Weise gestellt werden können – auch wenn nicht zu erwarten ist, dass dies sogleich entselbstverständlichende Auswirkungen hätte. Aus ökonomischen Gründen werden in dieser Studie keine weiteren Phänomenrealisierung (wie *Entselbstverständlichung*) ver-

⁷⁶ In einigen anderen Fällen ist Alter nur eine Trägervariable (vgl. Trautner, 1992), in denen der Effekt gar nicht vom eigentlichen Alter abhängt, sondern z. B. von der Sozialisation einer bestimmten Alterskohorte (Beispiel: Menschen bestimmten Alters sind nicht mit Facebook aufgewachsen).

sucht und die Aufnahme der alternativen Frageformen dient eher der Anregung, sich in zukünftigen Studien kritischer mit *major demographic characteristics* zu beschäftigen. Ebenso aus ökonomischen Überlegungen heraus platziere ich nicht jede Frage im Kontext jeder anderen. Stattdessen beinhaltet der Fragebogen einen Block mit klassisch formulierten Fragen inklusive der binären Geschlechtsabfrage und einen Block mit alternativ formulierten Fragen inklusive der nonbinären Geschlechtsabfrage.

Döring (2013) äußert die Befürchtung, dass durch eine ungewöhnliche Geschlechtsabfrage die ganze Studie für dubios befunden werden könnte. Ich werfe die Frage auf, welche Einschätzungen dieser einzelnen Frage – im Vergleich zu den anderen des Fragebogens – realisiert werden können. Ist es möglich, die Antwort zu realisieren, dass die nonbinäre Geschlechtsabfrage als besonders eigenartig eingeschätzt wird? Die Gewöhnlichkeit der binären Geschlechtsabfrage in unserer aktuellen Kultur könnte nachfolgende *cuts* mitbestimmen. Auf den oben beschriebenen Nachfragen per Likert-Skalen könnte die binäre Geschlechtsfrage als noch seriöser eingestuft werden als der Block, der Fragen nach Einkommen und Religionszugehörigkeit beinhaltet, während eine ungewohnte Geschlechtsabfrage in demselben Vergleich als noch unseriöser eingestuft werden könnte. Ich sage eine Interaktion dieser Richtung auf der Dimension Seriösität voraus. Auch die anderen Adjektiv-Skalen sollen zur Anwendung kommen, wobei hier ungerichtet getestet wird. Es soll also eine Hälfte der Studienpartner_innen die Adjektiv-Skalen in Bezug auf den ganzen vorangehenden Fragenblock beantworten und die andere Hälfte nur in Bezug auf die Geschlechtsabfrage. Da mir diese unterschiedliche Konfrontation der Studienpartner_innen queertheoretisch unproblematisch erscheint, kann diese Bedingung interindividuell variieren um nicht – wie bei einer intra-individuellen Variation – die Studienpartner_innen auf diesen Unterschied aufmerksam zu machen und dadurch womöglich einen weiteren *agential cut* zu evozieren.

Das Gesamtdesign sieht aus wie folgt: Die Frage nach der geschlechtlichen Selbstkategorisierung wird jeder_jedem Studienpartner_in einmal klassisch binär und zweimal nonbinär formuliert gestellt, wobei sich im nonbinären

Fall die erste dieser Fragen auf die jetzige und die zweite auf die häufigste Selbstkategorisierung der letzten Jahre bezieht. Beide Geschlechtsabfrageformen finden sich im Kontext der Abfrage weiterer von der APA als *major demographic characteristics* verstandenen Konstrukte wie Alter, sozioökonomischer Status und Religion. Damit ergeben sich ein Block klassisch formulierter Fragen und ein Block alternativ formulierter Fragen. Nach diesen Blöcken beantworten die Studienpartner_innen jeweils die Likert-Skalen zur Bewertung der vorherigen Frage(n), wobei die Hälfte der Studienpartner_innen dies für den gesamten vorherigen Fragenblock beantworten soll (im Folgenden „Bezug alle“), und die andere Hälfte nur für die Geschlechtsabfrage(n) (im Folgenden „Bezug G“). Die Reihenfolge der (klassischen und alternativen) Blöcke ist für eine Hälfte der Studienpartner_innen *erst klassisch, dann alternativ* (im Folgenden „Rf kl_alt“) und für die andere Hälfte *erst alternativ, dann klassisch* (im Folgenden „Rf alt_kl“).

Empirisch erwarte ich vorführen zu können, dass in den Antworten der Studienpartner_innen auf die nonbinäre Geschlechtsabfrage mehr Geschlechtervarianz zu finden ist als in den Antworten auf die binäre Frageform. Darüberhinaus könnte dieses Ergebnis von der Reihenfolge abhängen. Außerdem könnte die nonbinäre Frageform bezüglich bestimmter Adjektive anders eingestuft werden als die binäre Frageform. Im zweiten Schritt sollen bezüglich der Adjektiv-Zustimmung auch gerichtete Hypothesen betrachtet werden. Des Weiteren sollte die nonbinäre Geschlechtsabfrage als unseriöser als der gesamte alternative Fragenblock bewertet werden, aber die klassische Geschlechtsabfrage als seriöser als der gesamte klassische Fragenblock.

Um eine Stichprobe zu erhalten, die queertheoretisch nicht besonders vorgebildet ist – bzw. wie Döring es nennt: „eine wenig sensibilisierte Zielgruppe“ (Döring, 2013, S. 103) – wurde der Fragebogen im April 2014 an Fußgänger_innen eines belebten öffentlichen Ortes (Kölner Rheinpromenade⁷⁷) ausgeteilt. Kinder wurden als Studienpartner_innen ausgeschlos-

⁷⁷ Obwohl in Köln eine umfangreiche Lesbian- und Schwulenszene existiert (vgl. Wikipedia, 2016), ist vom Publikum an der Rheinpromenade keine besondere queertheoretische Prägung anzuneh-

sen, damit sie das Konzept der geschlechtlichen Selbstkategorisierung nicht wiederholen. Alle Studienpartner_innen wurden informiert, dass es sich um einen Fragebogen für eine Doktorarbeit handelt. Als Dankeschön für die Beteiligung erhielten die Studienpartner_innen einen Schokoladenriegel. Da die Beschreibung der Studie – dass es darum geht zu erfahren, wie Fragebögen auf Menschen wirken – der Wahrheit entsprach, gab es keine gesonderte Aufklärung nach Beendigung der Studie. Doch jede_r Studienpartner_in hatte die Möglichkeit, ihre_seine Kontaktdaten auf einem separaten Formular zu hinterlassen, um die Ergebnisse der Studie zu erfahren.

5.3 Ergebnisse

Hier wird für die einzelnen Ergebnismuster der Dreischritt *Ergebnisse – Interpretation – Diskussion* vorgeschlagen, sodass zunächst ein realisiertes Ergebnis sehr technisch besprochen werden kann, danach eine Interpretation vorgeschlagen wird und in der Diskussion weitere Implikationen der Interpretationen diskutiert werden.

Es wurden 100 Fragebögen an Personen ausgegeben, die sich zunächst bereit erklärten, den Fragebogen auszufüllen. Die einzig intendierte Fremdkategorisierung der Studienpartner_innen durch die Studienleitung bezog sich darauf, keine Kinder anzusprechen. Eine Person brach das Ausfüllen mit der Begründung ab, dass die Fragen zu persönlich seien. Nicht in die Analyse aufgenommen wurden die Daten von Studienpartner_innen, die die Frage, wie gut sie die Fragen des Bogens verstehen, entweder nicht beantwortet (3 Personen) oder als erheblich angenommene Verständnisprobleme angegeben hatten (auf der Skala entsprach 1 einem problemlosem Verständnis, 7 Verständnisproblemen; als erhebliche Ver-

men. Hier würde „queer“ von den meisten – wenn überhaupt – allenfalls als identitätslogisches Synonym für „lesbisch, schwul oder bisexuell“ verstanden werden.

ständnisprobleme wurde ein Ankreuzen in der Mitte der Skala oder darüber hinaus – d. h. > 3 – festgelegt).

Statt den Ausschluss aus der Analyse über die Muttersprache zu regulieren, wird hier die Frage verwendet, ob die Studienpartner_innen die Fragen des FB problemlos verstehen. Dadurch wird versucht, das eigentlich interessierende Kriterium – die Konnotationen des Fragebogens im Sinne der/des Forschenden zu verstehen – abzufragen und nicht von der Drittvariable Muttersprache abzuleiten, dass alle Deutsch-Muttersprachigen die Konnotationen problemlos verstehen und alle Nicht-Deutsch-Muttersprachigen diese nicht verstehen würden.⁷⁸

In die Analyse gingen die Daten von 94 Studienpartner_innen ein, die sich wie folgt auf die Bedingungen verteilen: $N_{Rf\ kl_alt, Bezug\ alle} = 25$, $N_{Rf\ alt_kl, Bezug\ alle} = 23$, $N_{Rf\ kl_alt, Bezug\ G} = 22$, $N_{Rf\ alt_kl, Bezug\ G} = 24$.

Form der Geschlechtsabfrage

Die klassische binäre Abfrage produzierte Antworten (mit), die zu 100% im binären Schema verblieben, das heißt alle Antworten lauten entweder „weiblich“ oder „männlich“.

Eine solche Formulierung sollte charakteristisch für die ARqE werden. Absichtlich wird nicht konstatiert, dass „keine der Studienpartner_innen das binäre Antwortschema verlassen hat“, um die Ursache des Ergebnisses nicht zu sehr in den Studienpartner_innen zu lokalisieren. Aus ARqE-Perspektive führt eine Vielzahl von *agentials cuts* die zu einer Realisierung. Somit ist es passender, die Ursache in der Gesamtkonfiguration zu lokalisieren. Genau genommen sollte sogar der Zusatz „in diesem Fragebogen, der von jener Stichprobe zu jener Zeit an jenem Ort beantwortet wurde“ beigefügt werden. Da die Zeitlichkeit und Lokalität in der ARqE jedoch stets betont wird, wird hier darauf verzichtet. Es wird außerdem die Vergangenheitsform verwendet, um nicht mit der Gegen-

⁷⁸ 8 Personen haben als alleinige Muttersprache eine andere als ‚Deutsch‘ angegeben und trotzdem auf der Verständnisskala eine 1 oder 2 (problemloses Verständnis) angekreuzt. Die Daten jener würden in einer klassischen Studie wahrscheinlich aus der Analyse entnommen. 4 weitere Personen hatten neben Deutsch eine weitere als Muttersprache angegeben – alle davon gaben eine 1 auf der Verständnisskala an. Andersherum gab eine_r von den beiden, die Unverständnis markierten, Deutsch als Muttersprache an.

wartsform zu implizieren, dass das Beschriebene immer so sei. Es ist jedoch wünschenswert, dass zukünftig nach weiteren bzw. treffenderen situierenden Formulierungen gesucht wird.

Es wäre denkbar gewesen, dass die alternative Abfrageform – zumindest in der Reihenfolgenbedingung, in der die nonbinäre Abfrage vor der binären erfolgt – fördert, dass Studienpartner_innen in der binären Abfrageform die vorgegebenen zwei Kästchen missachten und z. B. ein drittes hinzumalen. Dies geschah in keinem Fall. Auch wurde die Beantwortung dieser binären Frage nie ausgelassen.

Die Antworten auf die alternative Geschlechtsabfrage habe ich folgendermaßen quantifiziert. Das Kontinuum wurde in drei gleich große Bereiche eingeteilt und zunächst vermerkt, ob ein_e Studienpartner_in sein_ihr Kreuz auf den als weiblich bezeichneten Punkt (1) setzt, in das erste Drittel des Kontinuums nahe „weiblich“ (2), in das mittlere Drittel (3), in das dritte Drittel nahe „männlich“ (4), oder auf den als männlich bezeichneten Punkt (5), oder ob die_der Studienpartner_in die Alternative „weder noch“ (6) ankeuzte. Alle Antworten, in denen nicht direkt der als weiblich oder der als männlich bezeichnete Punkt markiert wurde (2, 3, 4 und 6), wurden als geschlechterdiverse Antwort gezählt. Wurde exakt der als weiblich bezeichnete (1) oder der als männlich bezeichnete Endpunkt (5) angekreuzt, wurde diese Antwort als „verbleibt in Binarität“ gewertet.

Zugegebenermaßen impliziert der Ausdruck „verbleiben“ eine Bewegungsrichtung (und wird ggf. als wertend empfunden). Ich wähle den Ausdruck dennoch, da Geschlechterbinarität in einer heteronormativ geprägten Gesellschaft der gängige Zustand ist und eine nonbinäre Antwort das darin Untypische darstellt. Jedoch wird im Text auch darauf geachtet, dass von Antworten und nicht von Personen die Rede ist, um nicht die Personen zu essentialisieren.

Auf der alternativen Geschlechtsabfragedimension bezüglich „jetzt“ keuzten insgesamt 45 Personen (47,9 %) eine von mir als geschlechterdivers kategorisierte Antwort an. Eine Person gab keine Antwort. Die Antworten von 48 Personen (51,1 %) verblieben in der Binarität. Bei der

Selbstkategorisierung bezüglich „der letzten Jahre“ wählten insgesamt 46 Personen (48,9 %) eine geschlechterdiverse Antwort und die Antworten von 48 Personen (51,1 %) verblieben in der Binarität. Die Antworten von 45 Personen (47,9 %) blieben bei beiden alternativen Geschlechtsabfragen in der Binarität und die Antworten von 42 Personen (44,7 %) wurden beide Male als geschlechterdivers kategorisiert. Bei den Antworten von 6 Personen (6,4 %) war nur eine der zwei Antworten binär und die andere geschlechterdivers. Fast die Hälfte der befragten Studienpartner_innen wählten also auf diesen alternativen Geschlechtsabfragen Antworten, die als geschlechterdivers kategorisiert wurden. Von den 45 Personen, die bezogen auf „jetzt“ eine geschlechterdiverse Antwort gaben, kreuzten 17 Personen im ersten Drittel nahe weiblich an, 5 im mittleren Drittel des Kontinuums, 14 im dritten Drittel nahe männlich und 8 „weder noch“. Eine Person kreuzte die Mitte des Kontinuums und das „weder noch“ an. Von den 46 Personen, die bezogen auf „in den letzten Jahren meistens“ eine geschlechterdiverse Antwort gaben, kreuzten 20 Personen im ersten Drittel nahe weiblich an, 7 im mittleren Drittel des Kontinuums, 13 im dritten Drittel nahe männlich und 5 „weder noch“. Eine Person schrieb „sowohl als auch“ auf das Kontinuum und kreuzte zusätzlich „weder noch“ an.

Die Nennung von quantitativen Ergebnissen kann nahezu wie in klassisch experimentalpsychologischen Studien geschehen, jedoch ist aus ARqE-Perspektive darauf zu achten, nicht schon Ergebnisursachen in den Studienpartner_innen zu lokalisieren. So darf nicht von „geschlechterdiversen Personen“ gesprochen werden, sondern von „den Personen, die bezogen auf XYZ eine geschlechterdiverse Antwort gaben“.

Form der Geschlechtsabfrage und Reihenfolge

Zunächst kann ich auch aus ARqE-Perspektive die Realisierung von bestimmten Antworten und Antwortmustern benennen. Im Abschnitt 4.2.3 habe ich andiskutiert, dass bestimmte Tests zur Prüfung einer Unterschiedshypothese auch aus Perspektive der ARqE angewendet werden können. Der Unterschied besteht darin, dass nicht von der Existenz eines wahren Wertes ausgegangen wird, und dass die Streuung, die bei Messwiederholungen in der Regel entsteht,

nicht als Indikatorin zufälliger Messfehler verstanden wird, sondern als Ausdruck der zugehörigen Varianzmöglichkeiten – oben als Realisierungsraum bezeichnet. Die Anwendungslogik für einen Signifikanztest – entscheiden zu wollen, ob ein Wert mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit zu einer bestimmten Verteilung gehört – bleibt bestehen. Wenn wir also davon ausgehen, dass die – durch die spezielle Studienkonfiguration an dem Ort und in der Zeit mit allen Zusammenhängen, in denen sie durchgeführt wurde – platzierten *agential cuts* aus einem größeren Möglichkeitsraum Realisierungen *herausschneiden* bzw. Ergebnisse materialisieren, dann prüft ein solcher Test, ob ein gesetzter *cut* – im Sinne von lokal kausal – wahrscheinlich wirkungsvoll war oder nicht. In unserem konkreten Beispiel gehe ich davon aus, dass die durch den Fragebogen gesetzten (zusammen mit den gesellschaftlich und situativ bestehenden) *cuts* wirken und auf dem nonbinären Antwortformat mehr nonbinäre Antworten produzieren – nämlich 45 nonbinäre zu 48 binären Antworten – als auf dem binären Antwortformat – nämlich 0 nonbinäre zu 94 binären Antworten. Ich kann nun testen, ob auch der *agential cut* der Reihenfolge für die nonbinäre Antwortenproduktion wirkungsvoll ist.

Um festzustellen, ob die Anzahl der geschlechterdiversen Antworten mit der Reihenfolge zusammenhängt, wurde je ein Chi-Quadrat-Unabhängigkeitstest für die beiden alternativen Geschlechtsabfragen gerechnet.

Der Anteil der Personen, die für „jetzt“ eine geschlechterdiverse Antwort gaben, unterschied sich in Abhängigkeit von der Reihenfolge, $\chi^2(1, N = 93) = 5.68, p = .017$. Ebenso unterschied sich der Anteil der Personen, die für „die letzten Jahre“ eine geschlechterdiverse Antwort gaben, in Abhängigkeit von der Reihenfolge, $\chi^2(1, N = 93) = 4.26, p = .039$. Bei der Frage bezüglich „jetzt“ waren in der Reihenfolge „klassisch-alternativ“ deutlich mehr Antworten ($n_1 = 28$) geschlechterdivers, als dass entweder weiblich oder männlich gewählt wurde ($n_2 = 18$), während in der Reihenfolge „alternativ-klassisch“ deutlich weniger Antworten ($n_1 = 17$) geschlechterdivers waren, als dass entweder weiblich oder männlich gewählt wurde ($n_2 = 30$). Auch bei der Frage bezüglich der „letzten Jahre“ waren in der Reihenfolge

„klassisch-alternativ“ deutlich mehr Antworten ($n_1 = 28$) geschlechterdivers, als dass entweder weiblich oder männlich gewählt wurde ($n_2 = 19$), während in der Reihenfolge „alternativ-klassisch“ deutlich weniger Antworten ($n_1 = 18$) geschlechterdivers waren, als dass entweder weiblich oder männlich gewählt wurde ($n_2 = 29$). Auch zusammengenommen hing also die Anzahl der Antworten, die mindestens einmal über die Binarität hinaus gingen, von der Reihenfolge ab ($\chi^2(1, N = 94) = 7.21, p = .007$).

Bewertung der Fragen

Zunächst wurde geprüft, ob die Bewertung auf den Likert-Skalen *je nach Bezug* (nur auf die Geschlechterfrage/n vs. auf den ganzen Frageblock) variiert, möglicherweise in zusätzlicher Abhängigkeit von der Frageform bzw. der Reihenfolge.

Auch die Varianzanalyse halte ich trotz der prinzipiellen Annahme der ARqE, dass die Streuung von einzelnen *Mess-Werten* zum *relatum-within-relations* dazugehört, für weiterhin geeignet. Mit ihrer Hilfe kann auch hier, trotz Annehmen eines Realisierungsraumes, der Einfluss spezifischer Konfigurationen (als *unabhängige Variablen*) geprüft werden. Nichtsdestotrotz ist für die Zukunft zweifellos eine genaue Diskussion der einzelnen Voraussetzungen und weiteren Annahmen solcher Tests aus Perspektive der ARqE vonnöten.

Die Varianzanalysen über den Faktor „Frageart“ (binär oder nonbinär) und den messwiederholten Faktor „Bezug“ inklusive des Faktors „Reihenfolge“ als Kovariate zeigten keinen Einfluss des Faktors Bezug auf die Bewertung, auch nicht in Form einer Interaktion zwischen den Faktoren Bezug und Frageform. Lediglich für die Skala „menschenfreundlich“ zeigte sich eine (zudem effektschwache) Tendenz, dass die Geschlechterfragen (klassisch binär wie alternativ nonbinär formuliert) menschenfreundlicher als der jeweilige gesamte Fragenblock bewertet wurden. Das Signifikanzniveau von 5 % wurde jedoch nicht unterschritten ($F(1, 82) = 3.218; p = .076; part. Eta^2 = .038$). Gemäß dieses Ergebnisses des Signifikanztests muss also von Zufälligkeit ausgegangen werden, auch wenn das deskriptive Muster bei der Bewertungsdimension „seriös“ dem in der zweiten Überlegung vorherge-

sagten Muster entspricht: Die alternative Geschlechtsabfrage wurde als weniger seriös angegeben, als der gesamte alternative Fragenblock, während die klassische Geschlechtsabfrage als seriöser als der gesamte klassische Fragenblock angegeben wurde ($F(1, 86) = 1.916$; $p = .170$; $part.Eta^2 = .022$). Ich bleibe also bei der Nullhypothese, dass der Bezug keinen Unterschied für die Beantwortung auf den Likert-Skalen macht – die Geschlechterfrage also nicht als wesentlich unseriöser als der ganze Fragenblock angegeben wurde und sich auch bezüglich der Reihenfolge als Kovariante hier keine unterschiedliche Markierung zeigte. *In Folge dessen wurden die Daten nicht weiterhin nach dem Bezug der Bewertungsfragen differenziert.*

Abgesehen von der Dimension „menschenfreundlich-menschenverachtend“, ergaben die t -Tests für abhängige Stichproben für alle anderen Bewertungsfragen, dass die alternative Frageform signifikant anders als die klassische beantwortet wurde (p 's < .05). Nach Bonferroni-Korrektur des Alpha-Fehler-Niveaus muss man jedoch einschränken, dass sich auf der Dimension „engstirnig-weltoffen“ nur eine Tendenz abzeichnete ($p = .033$), ebenso auf der Dimension „realitätsnah-realitätsfern“ ($p = .047$); die anderen Dimensionen zeigten trotz Alphafehlerkorrektur signifikante Unterschiede (alle p 's < .007). Die Unterschiede zeigten sich außerdem in den (im zweiten Schritt überlegten) spekulierten Richtungen:

- Die klassische Frageform wurde als seriöser ($M = 5.4$; $SD = 1.643$) als die alternative ($M = 4.1$; $SD = 1.790$) bewertet.
- Die klassische Frageform wurde eher als oberflächlich ($M = 4.14$; $SD = 1.856$), die alternative eher als interessiert ($M = 3.23$; $SD = 1.796$) bewertet.
- Die klassische Frageform wurde eher als angenehm ($M = 4.62$; $SD = 1.511$), die alternative eher als befremdlich ($M = 3.59$; $SD = 1.643$) bewertet.
- Die klassische Frageform wurde als weniger weltoffen ($M = 4.33$; $SD = 1.641$) als die alternative ($M = 4.79$; $SD = 1.496$) bewertet.

- Die klassische Frageform wurde als realitätsnäher ($M = 2.71$; $SD = 1.590$) als die alternative ($M = 3.15$; $SD = 1.703$) bewertet.
- Die klassische Frageform wurde als sachlicher ($M = 2.22$; $SD = 1.528$) als die alternative ($M = 3.51$; $SD = 1.852$) bewertet.

Die Effektstärken sind für die Dimensionen „unseriös-seriös“, „interessiert-oberflächlich“, „befremdlich-angenehm“ und „sachlich-unsachlich“ als groß zu bewerten (alle $part.Eta^2$ zwischen .15 und .33). Für die Dimensionen „engstirnig-weltoffen“ ($part.Eta^2 = .054$) und „realitätsnah-realitätsfern“ ($part.Eta^2 = .044$) zeigten sich eine mittlere bzw. kleine Effektstärke.

Auf das mit einem Freitext zu beantwortende Item „Die Fragen wirken außerdem:“ wurde nur gelegentlich geantwortet. Mangels einer genügenden Anzahl von Antworten fand hier keine Analyse der wenigen Kommentierungen statt.

5.4 Interpretation

Aus Perspektive der ARqE muss hervorgehoben werden – hier durch den Dreischritt Ergebnisse-Interpretation-Diskussion versucht –, dass die Ableitungen von Aussagen aus der Betrachtung von Daten Interpretationen sind. Gerade hier lokalisiert Teo (2008, 2010) das Einsetzen von *epistemologischer Gewalt*, wenn Interpretationen nicht als solche expliziert werden, sondern stattdessen als neutrale Ableitungen dargestellt sind, auch wenn sie bestimmten Setzungen (z. B. was als normal gilt oder wer als erklärungsbedürftig begriffen wird) folgen. Daher wird hier nach der Darstellung der quantitativen Ergebnisse der Abschnitt Interpretation von einer Diskussion getrennt. Insgesamt wird darauf zu achten versucht, ein temporäres und lokales Phänomen zu beschreiben.

Es ließ sich mit dem eingesetzten Fragebogen bei der angesprochenen Stichprobe empirisch herstellen, dass die hier verwendete alternative Ge-

schlechtsabfrage eine größere Geschlechtervielfalt bei der Selbstkategorisierung hervorrufen konnte.

Hier wird absichtlich die Formulierung mit „können“ verwendet, um zu betonen, dass dies ein temporäres und lokales Ereignis ist.

Weiterhin wirkte sich die Reihenfolge von verschiedenen Formen der Geschlechtsabfrage auf die Geschlechtervielfalt in den Antworten aus. Wurde zuerst auf einem binären Schema die geschlechtliche Selbstkategorisierung vorgenommen, dann wurde danach auf dem angebotenen Kontinuum von mehr Menschen eine Antwort gegeben, die das binäre Schema verlässt, als wenn die geschlechtliche Selbstkategorisierung zuerst auf dem Kontinuum vorgenommen wurde.

Geschlecht wurde im Kontext anderer, traditionell als relevant erachteter Personmerkmalen abgefragt. Da Geschlechterbinarität ein aktuell so dominantes Konstrukt ist, wurde der These nachgegangen, dass die alternative Geschlechtsabfrage unter den anderen alternativen Fragen als *noch unseriöser* als der gesamte alternative Fragenblock angegeben wird, bzw. weil die binäre Geschlechtsabfrage so herkömmlich ist, hätte sie als *noch seriöser* angegeben werden können, als der gesamte klassische Fragenblock. Dies ließ sich empirisch nicht herstellen, alle – deskriptiven und zudem sehr kleinen – unterschiedlich anmutenden Ergebnisse scheinen zur gewöhnlichen Varianz (Realisierungsraum) dieser Konfiguration zu gehören.

In einer klassischen Studie würde dies als *zufällige Varianz* bezeichnet werden.

Wenn Frageformen einen Unterschied auf den Bewertungsskalen hervorriefen, galt dies gleichermaßen für die Geschlechtsabfrage wie für den gesamten Fragenblock. So wurde(n) die klassische(n) Frageform(en) als seriöser, oberflächlicher, angenehmer, weniger weltoffen, realitätsnäher und sachlicher als die alternative Frageform bewertet.

Form der Geschlechtsabfrage

Die Konstellationen des Fragebogens in der benannten Gesellschaft am genannten Ort konnten eine geschlechtliche Selbstkategorisierung evozieren, die das klassische Binärschema *weiblich-oder-männlich* verließ. Obwohl Kenntnisse der *Queer Theory* in der befragten Stichprobe nicht erfragt wurden, gehe ich aufgrund des Ortes, an dem die Daten erhoben wurden, davon aus, dass diese Stichprobe als heteronormativ geprägt anzunehmen ist, wie dies für den Großteil der aktuellen europäischen Bevölkerung gilt. Dies würde bedeuten, dass auch ein substanzieller Anteil von heteronormativ geprägten Menschen – hier ca. die Hälfte der Studienpartner_innen – Freiheitsgrade bei der geschlechtlichen Selbstkategorisierung (die über ausschließlich weiblich oder männlich hinaus gehen) in Anspruch nehmen, wenn sie ihnen angeboten werden.

Interessant finde ich hierbei außerdem, dass beinahe alle Personen im jeweils vorgegebenen (binären oder nonbinären) Antwortschema bleiben. Nur eine Person hat die Linie des Kontinuums über „männlich“ hinaus verlängert und dort angekreuzt. Kein_e einzige_r Studienpartner_in hat beispielsweise das Binärschema verändert. Sie nutzten also nicht die Möglichkeiten, die ein Papierfragebogen bietet, um das Antwortformat zur Ausschöpfung von Freiheitsgraden zu verändern, sondern nutzten nur die Freiheitsgrade innerhalb des vorgegebenen Antwortschemas. Die Darstellung im Fragebogen schien zu befördern, dass jenen *agential cuts*, die durch die Gestalt der Fragen impliziert wurden, nachgekommen wurde. Dazu kommen Konfigurationen außerhalb des Fragebogens, wenn etwa Studienpartner_innen *keine Fragebögen ungültig machen wollen* oder auch andere Konfigurationen, die die Kooperation mit dem Frageformat fördern.

Ich schließe zunächst, dass es offensichtlich anderer als der hier gewählten Konfigurationen bedarf, um auch jene Freiheitsgrade der geschlechtlichen Selbstkategorisierung bzw. Non-Kategorisierung zu realisieren, in denen Studienpartner_innen ihr Antwortformat selbst generieren oder verändern. Solche Konfigurationen weist der als wissenschaftlich bezeichnete

Fragebogen nicht auf. Gerade diese Konnotation der Wissenschaftlichkeit könnte eine diese-*cuts*-forcierende Konfiguration sein, während die Fragen eines (in unserer aktuellen Gesellschaft statusniedrigeren) Kindes sehr wahrscheinlich weniger wirksam wären. Hätte ein Kind das Kontinuum gezeichnet und würde die entsprechende Frage stellen, würden womöglich mehr Menschen dieser Zeit und diesen Ortes ungebundener mit dem Antwortformat umgehen. Eine solche Realisierung könnte in zukünftigen Studien versucht werden herzustellen. Im Moment möchte ich festhalten, dass das direkte Anbieten von Alternativen bezüglich geschlechtlicher Selbstkategorisierung deren Realisierung wahrscheinlicher zu machen scheint, als die herkömmlichen Intra-aktionen ohne das Anbieten.

An dieser Stelle wird durchaus der Geltungsbereich als ein wenig über den Rahmen des konkreten Fragebogens hinausgehend angenommen. Es bleibt offen, welche anderen Formen von *Anbieten von Alternativen* außerdem eine nonbinäre geschlechtliche Selbstkategorisierung wahrscheinlicher machen. Die Erörterung von möglichen Bedeutungen dieser Realisierung wird in der Diskussion fortgeführt.

Im Vergleich zur klassischen binären Abfrage wurden bei der alternativen Abfrage zwei Aspekte verändert: die Antwortmöglichkeit *und* die Frageformulierung. Es wäre möglich, in einer anderen Studie zu prüfen, ob sich auch dieses Ergebnismuster realisieren lässt, wenn ausschließlich die Antwortmöglichkeit verändert wird, also auf die Abfrage „Ihr Geschlecht:“ das Kontinuum folgt. So wäre eventuell zu spezifizieren, ob die alternative Antwortmöglichkeit allein diese *cuts* zur Nonbinaritäts-Herstellung bereitstellt oder die Kombination aus der angewendeten Frageformulierung mit Antwortmöglichkeit.

Form der Geschlechtsabfrage und Reihenfolge

Die Konstellationen des Fragebogens riefen außerdem hervor, dass die geschlechtliche Selbstkategorisierung auf einem Kontinuum bzw. daneben („weder noch“-Option) von der Reihenfolge der Fragen abhängt, die Studienpartner_innen beantworten.

Aus ARqE-Perspektive wird hier nicht spekuliert, ob sich in Abhängigkeit von der Reihenfolge auch die empfundene Selbstkategorisierung verändert oder nur die Antwort davon beeinflusst wird. In klassischer Denkweise könnte angenommen werden, dass Studienpartner_innen eine bestimmte Einschätzung ihrer Weiblichkeit/ Männlichkeit parat hätten, sich aber nicht *trauen*, diese zu äußern, wenn sie von der klassischen Binarität abweicht, solange sie nicht zuvor ankreuzen konnten, mit welchem Geschlecht sie gesellschaftlich gelesen werden. Aus ARqE-Perspektive kann immer nur über die erfolgte Selbstkategorisierung (und sei es auf Papier) gesprochen werden, denn diese hat sich – bei jenen, die eine Antwort gaben – realisiert. Von einer sogenannten inneren Einschätzung können wir bislang nur Unbestimmtheit annehmen.

Die Wahl von geschlechtervielfältigen Antworten auf die alternativ gestellte Geschlechtsabfrage wurde häufiger, wenn zuvor die klassischen Fragen beantwortet wurden. Es bleibt ungeklärt, welche genaue Konfiguration dies beeinflusst haben mag, denn es wurden ja ganze Fragenblöcke in der Reihenfolge getauscht. Es könnte also in einer nächsten Studie empirisch noch ausprobiert werden, dass geschlechtervielfältige Antworten auf die alternativ gestellte Geschlechtsabfrage wahrscheinlicher werden, wenn zuvor die *Altersfrage* klassisch gestellt wurde. Für eine solche *cut-*Erwirkung habe ich jedoch keine plausible Erklärung. Als etwas plausibler könnten jedoch folgende Überlegungen bewertet werden:

Autor_inn_en zahlreicher Veröffentlichungen – sowohl aus der akademischen Psychologie wie auch der *Queer Theory* – erwähnen oder beschreiben, wie umfassend und dominant das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit in unserer Kultur ist (vgl. Butler, 1990/2006; Ebert und Steffens, 2013; Hegarty und Buechel, 2006; Perko, 2005). Viele kulturelle Intra-aktionen werden auch während Beantwortung des Fragebogens weiterhin in Richtung einer Herstellung von Geschlechterbinarität wirken. Nur bei explizitem Bezug zu beispielsweise *Geschlechtsrolle* (oder *soziales* oder *psychologisches Geschlecht*) wird schon seit den 1970er Jahren Varianz zu ausschließlicher Binarität diskutiert (vgl. Bem, 1974; Balzer Carr, Ben Hagai & Zurbriggen, 2015). Also scheinen die kulturellen Normen bezüglich eines sogenannten

sozialen Geschlechtes weniger stark in Richtung binärer Antworten zu beschneiden, als dies bei sogenanntem *biologischen Geschlecht* der Fall zu sein scheint. Wenn der Fragebogen nahelegt, dass es sich um *soziales Geschlecht* handelt, könnten möglicherweise eher geschlechterdiverse Antworten produziert werden, als wenn *biologisches Geschlecht* nahegelegt wird. Weiterhin kann es sein, dass die alternative Geschlechtsabfrageform eher als Frage nach *sozialem Geschlecht* verstanden wird, wenn sie als zweites gestellt wird und zuvor das sogenannte biologische Geschlecht angegeben werden konnte, als wenn sie die erste Frage im Fragebogen ist. Dies könnte eine Rolle dabei spielen, dass in der Reihenfolge *erst klassisch, dann alternativ* nach Angabe von Geschlechterbinarität auf die klassische Frage die Antworten auf die alternative Frage mehr Geschlechtervielfalt zeigten als in der anderen Reihenfolge (alternativ–klassisch).

Passend zur ARqE-Perspektive werden kontextuelle Zusammenwirkungen und nicht sogenannte intraindividuelle Verarbeitungsmechanismen in den Vordergrund gerückt. Dies schließt jedoch nicht aus, dass es Letztere als Realisierung situativ geben kann. Eine klassisch experimentalpsychologische Überlegung würde eher intrapersonale Erklärungen anführen, wie z. B. dass es den Studienpartner_innen schwerer fallen könnte, sich nonbinär zu kategorisieren, wenn sie vielfach gelernt haben, dass sie Frau oder Mann seien. Allerdings lokalisieren solche Erklärungen die Begründung vorrangig im Individuum und weniger im Kontext und sind deshalb aus ARqE-Perspektive zu minimieren. Auch implizieren Begründungen wie *schwer fallen*, dass es sich um eine Verzerrung von einem *Eigentlichen* handeln würde. ARqE würde dagegen argumentieren, dass es plausibel ist, dass sich Studienpartner_innen nach so massiver kultureller Binarisierung selbst binarisieren, und es interessant ist festzustellen, dass kleine Änderungen des Kontexts (hier z. B. das Frage- und Antwortformat) mehr Geschlechtervielfalt in einer Antwort hervorrufen können. ARqE fokussiert *situier*t auf den Kontext, solange die menschlichen Realisierungsmöglichkeiten Freiheitsgrade haben.

Unabhängig von der genauen Konfiguration – z. B. ob die Denkfigur verfügbar sein muss, dass ein *biologisches Geschlecht* von einem *sozialen Geschlecht* zu trennen wäre – führt das Ergebnis, dass die Reihenfolge

mitgestaltet, die mögliche Flexibilität der geschlechtlichen Selbstkategorisierung in einer aktuellen heteronormativen Kultur vor. Dass die Reihenfolge eine Rolle spielt ist speziell bei der Frage „Wie fühlten Sie sich in den letzten Jahren meistens?“ interessant. Wenn die Antwort darauf das Gefühl der letzten Jahre wiedergeben würde, dürfte sie sich nicht in Abhängigkeit von der Reihenfolge der Fragen ändern.

Aus klassisch experimentalpsychologischer Perspektive würde die Abhängigkeit der Antwort auf die Frage nach einem vergangenen Gefühl von der Reihenfolge der Fragen die Reliabilität oder Validität der betreffenden Messung in Frage stellen. Verständlicherweise könnte ein vergangenes Gefühl nicht durch die vorliegende Fragen-Reihenfolge verändert werden und wenn das Ergebnis sich abhängig zeigt, stimme etwas mit der Messung nicht.

Wie genau die Intra-aktionen hervorrufende Konfiguration aussieht, die Geschlechtervielfalt in diesem Antwortformat hervorruft, bleibt zunächst unklar. Das Antwortmuster passt jedoch zu der Beschreibung von geschlechtlicher Selbstkategorisierung als Ergebnis von Handlungen (vgl. *doing gender*; West & Zimmerman, 1987, Kessler & McKenna, 1978, 2006) in Intra-aktion mit örtlichem Kontext (vgl. Barad, 2007): Geschlechtliche Selbstkategorisierung wäre demnach nicht inhärent in einer Person vorhanden, sondern würde situativ neu gebildet, basierend auf den realisierten Konfigurationen des mitbewirkenden Apparates.

Bewertung der Fragen

In der vorliegenden Studie ließ sich realisieren, dass klassische Formulierung im Vergleich zu alternativer Formulierung als seriöser, angenehmer, realitätsnäher und sachlicher angegeben wird, wenn mit so bezeichneten Likert-Skalen danach gefragt wird. Klassische Formulierung wurde außerdem als weniger weltoffen und eher als oberflächlich und die alternative eher als interessiert markiert. Auf diese Realisierung wirkte sich die Reihenfolge nicht aus.

Welche genauen Intra-aktionen auch darauf hinwirken, dass die alternativen Fragen als weniger seriös etc. markiert wurden – diese sind offenbar so einflussreich, dass die *cut*-bewirkende Konfiguration der Reihenfolge an dieser Stelle keinen beobachtbaren Unterschied erzeugen konnte. Die Studie liefert keine Anhaltspunkte, ob die spezifischeren Thesen des zweiten Schrittes – beispielsweise, ob es wirklich an der Heteronormativität der bezeichneten Kultur liegt, dass die klassische Frageform als seriöser beurteilt wurde – als passend zu bezeichnen sind. Im Moment ist lediglich festzuhalten, dass sich unterschiedliche Bewertungen der verschiedenen Frageformen aufzeichnen lassen. Solche von Döring (2013) vermuteten Äußerungen von Einstellungen sind also realisierbar, obwohl bisher aus ARqE-Perspektive unklar ist, ob diese Aussagen erst durch die Fragen nach Einstellungen generiert wurden oder tatsächlich – auch vor der Frage danach – durch die Konfrontation mit der alternativen Frageform als (situier- te) Einstellungen der Studienpartner_innen.

5.5 Diskussion

Der Dreischritt Ergebnisse – Interpretation – Diskussion soll salient machen, dass es nicht selbstverständlich ist, wie welches Datenmuster interpretiert wird, sondern dass die Interpretation vielmehr ein eigener Schritt der Auslegung ist. Auch in klassischen Studienbeschreibungen wird in der Diskussion eine inhaltliche Ableitung aus einem Datenmuster üblicherweise durch Betrachtung verschiedener Ableitungsmöglichkeiten relativiert. In ARqE-Studien sollte jedoch besonders viel Raum für solcherlei Nennungen sein, da die betrachtende Perspektive besonders relevant für die formulierten Aussagen ist. Es kann weiterhin Sinn machen, Interpretationen, die von den Vorannahmen abhängen, von der weiteren Bedeutungsdiskussion zu trennen bzw. dies zumindest zu versuchen.

Bedeutung der Form der Geschlechtsabfrage

Dass der verwendete Fragebogen unter Passant_inn_en in einer deutschen Großstadt geschlechtliche Selbstkategorisierung hervorrufen kann, die nicht zum klassischen Geschlechterbinaritätskonzept passt, ist deshalb interessant, weil von den Studienpartner_innen keine besondere nonbinäre Prägung anzunehmen ist (von queertheoretisch beeinflussten Personen würde ich eher nicht-binäre Antworten erwarten). Die Daten passen zu der Beschreibung, dass Form und Kontext einer Frage mitgestalten, wie die Antwort auf diese Frage aussieht. Dabei kann sowohl ein größerer Kontext wie „Was ist in einer Kultur intelligibel?“, als auch die kleinschrittige Frageformulierung *agential cuts* bewirken. Eine bestimmte Frage kann zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort anders beantwortet werden als heute an diesem Ort. Eine Frage nach Geschlecht kann in Version A formuliert anders beantwortet werden als in Version B. Dies wird weder als Verzerrung noch als Messfehler gewertet, sondern vielmehr als Eigenart des Phänomens der geschlechtlichen Selbstkategorisierung. Ich verstehe individuelle geschlechtliche Selbstkategorisierung als ein heute und hier so lange unbestimmtes Phänomen, bis Konfigurationen eine situierte Realisierung aus den Potentialitäten Möglichkeits- (überhaupt nach Geschlecht zu fragen) und Realisierungsraum (zum Beispiel auf der alternativ formulierten Frageform) herauschneiden. Gleichzeitig rege ich weitere Studien aus ARqE-Perspektive an, die die wirkenden Konfigurationen für bestimmte Realisierungen erproben. Auch wenn wir Geschlecht als *doing* und nicht als *being* verstehen, ist interessant, welche Intra-aktionen zu welchem Resultat führen (können).

Im Prinzip kann man aufgrund des mangelnden Entitäten-Realismus im *Agential Realism* alles als *doing-und-nicht-being* beschreiben, auch wenn es kompliziert ist, nachzuvollziehen, dass verschiedenste Intra-aktionen eine situierte Realisierung herstellen und diese selbst Teil von Konfigurationen ist, welche wiederum eine weitere Realisierung mitbedingen. So entlarven geschlechtertheoretische Analysen die Denkfigur Geschlechterbinarität in unserer aktuellen Kultur als eine Realisierung, die selbst nicht stabil ist, sondern deren Stabilität uns

durch Wiederholungen so erscheint und gleichzeitig dieses *doing* (Geschlechterbinarität) selbst *cut*-hervorrufendes *situieretes being* sein kann.

Interessant finde ich, wie scheinbar klein die Änderungen im lokalen und temporären Kontext waren und dennoch Änderungen im Phänomen der geschlechtlichen Selbstkategorisierung hervorrufen konnten. Die neben dem Fragebogen wirkenden Konfigurationen scheinen – trotz der andernorts schon herausgearbeiteten Wirkmächtigkeit der Heteronormativität, die nur Geschlechterbinarität zulässt – nicht so mächtig zu sein, dass nicht auch der Fragebogen mit seinen Eigenarten (Frageart und Reihenfolge) Einfluss ausüben kann. Ich plädiere dafür, die Persistenz einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung nicht zu überschätzen. Eine AR-These könnte sein, dass wirkmächtige Intra-aktionen bei 99 von 100 Personen eine geschlechtliche Selbstkategorisierung realisieren, die als in den Personen und über deren Lebensspanne stabil erscheint, weil (situiert) keine mitwirkende Intra-aktion möglich ist, die das Ergebnis anders ausschneidet. Würden wir solche Phänomene finden, dann könnte man möglicherweise von einer gewissen Persistenz sprechen, auch wenn wir grundsätzlich annehmen, dass die Realisierung immer wieder neu hergestellt wird und nicht per se in der Welt existiert. Eventuell wäre die gravitative Anziehung von zwei physischen Körpern ein solches Beispiel, weil bisher keine Konfiguration bekannt ist, unter der dieses Ergebnis nicht stabil erscheint. Bezüglich psychologischer Phänomene halte ich eine solche Persistenz jedoch für höchst unwahrscheinlich. Bezüglich geschlechtlicher Selbstkategorisierung wäre in meiner Studie vorgeführt, dass allein die Fragenreihenfolge eine mitwirkende Intra-aktion darstellen kann.

Ich halte deshalb eine Auseinandersetzung mit verschiedensten aktuellen Einsatzpunkten von geschlechtlicher Selbstkategorisierung für lohnenswert. Allein bei einem Blick auf die oben genannten vielfältigen Aufforderungen zur Selbstkategorisierung – private Situationen, Personalausweis, Krankenakte, Versicherungsvertrag oder wissenschaftliche Fragebögen – wird deutlich, dass einige Zusammenwirkungen und Konsequenzen unter der Annahme geringer Persistenz neu betrachtet werden müssen. Bei-

spielsweise ist dann anzunehmen, dass nicht nur Personen, die sich selbst als weiblich kategorisieren (in Zusammenwirkung mit weiteren wirkenden Konfigurationen) andere Schönheitshandlungen vollziehen als Personen, die sich selbst als männlich kategorisieren, sondern dass dies auch für die Personen gilt, die sich selbst situativ auf dem Kontinuum als *eher weiblich* markieren etc. In Folge muss je nach Einsatzbereich, in welchem geschlechtliche Selbstkategorisierung realisiert wird, neben der gesellschaftlichen auch die wissenschaftliche Praktikabilität und Notwendigkeit beachtet werden. In welchen (sozial-)wissenschaftlichen Argumentationen spielt geschlechtliche Selbstkategorisierung eine Rolle und verändert sich jene, wenn die passendere Beschreibung dieses Phänomens wäre, wenig persistent und sehr kontextabhängig zu sein? Betrachten wir beispielsweise die schon erwähnte (sozial-) wissenschaftliche Betrachtung, wie geschlechtliche Selbstkategorisierung mit dem Umgang mit als geschlechtsuntypisch kategorisierten Gleichaltrigen zusammenhängt. Pauletti et al. (2014) halten zunächst fest (weil es sich empirisch zeigen lässt) dass Kinder, die äußern, geschlechtliche Unterscheidung zu favorisieren, sich selbst als geschlechtsuntypisch erachten und kein großes Selbstvertrauen angeben, sich über die Zeit hinweg aggressiver gegenüber als geschlechtsuntypisch kategorisierten Gleichaltrigen zeigen. Wenn wir nun aber davon ausgehen müssten, dass die geschlechtliche Selbstkategorisierung sehr kontextabhängig ist, so verändert sich die Bedeutung dieses Befundes. Es ist zwar möglich, dass auch die Intra-aktionen, die Pauletti et al. (2014) diskutieren, immer wieder realisiert werden können. Dies ist jedoch dann nur eine mögliche Beschreibung von Realisierungen. Welche Realisierungen sind noch möglich, wenn geschlechtliche Selbstkategorisierung in dem von Pauletti et al. (2014) beschriebenen Kontext viel variabler ist, als diese annehmen? Welche Realisierungen sind noch möglich, wenn ihre anderen Konzepte – wie z. B. Selbstvertrauen – ebenfalls keine große Persistenz aufweisen würden? Dies sind Fragen, die sich alle Fragebögen stellen müssen, die scheinbar *nicht ohne geschlechtliche Selbstkategorisierung auskommen* (vgl. Döring, 2013): Welche Realisierungen sind noch möglich?

Da der Interessensfokus einer ARqE nicht darauf liegt, was *ist*, sondern darauf, was *funktioniert*, muss je nach Aussage über einen Sachverhalt klar sein, was situativ unter *funktionieren* verstanden wird. Erst dann können Realisierungen beschrieben werden, die verwendet werden können – ohne dass dies die einzig möglichen sein müssen. So könnten die Beschreibungen von Pauletti et al. (2014) verwendet werden, um in weiteren Konfigurationen aggressives Verhalten zu vermindern (dies wäre dann das Funktionieren und Verwenden). Möglicherweise eignen sich jedoch andere Beschreibungen besser. Weiterhin sollten Konzepte wie Selbstvertrauen, geschlechtliche Selbstkategorisierung und Geschlechtsuntypikalität nicht als inhärente stabile Eigenschaftsrealisierungen erachtet werden, bevor nicht ihre Persistenz untersucht und diskutiert wurde.

Interessant könnte eine Analyse sein, wieviele Nutzer_innen der Internetplattform *Facebook* nach der Bereitstellung von deutlich mehr als zwei Selbstkategorisierungsmöglichkeiten im Jahr 2014 ihre Geschlechtsangabe auf ihrer Profildseite umstellten und von einer vorher binären Kategorie zu einer nonbinären wechselten. Diese Wechsel könnten als Realisierung neuer Selbstkategorisierung nach Veränderung der Messkonfigurationen gelesen werden.

Bedeutung der Form der Geschlechtsabfrage und Reihenfolge

Dass die Reihenfolge einen Unterschied in der geschlechtlichen Selbstkategorisierung hervorrufen konnte, ist für folgende Überlegungen interessant. Einige psychologische Arbeiten diskutieren die verschiedensten Zusammenhänge zwischen sogenannter Geschlechtsidentität und weiteren Variablen, wie z. B. der Schulfach-, Studien- oder Berufswahl. So wollen beispielsweise Kessels, Heyder, Martin und Hannover (2014) eine Erklärung beisteuern, wie Schüler_innen auf lebenslang geschlechtlich gefärbte (Berufs-)Wege gelenkt werden. Sie verwenden für ihre Argumentation ein Verständnis von geschlechtlicher Selbstkategorisierung als *stabil*. Entsprechend empfehlen sie, dass Interventionen gegen einseitigen Fahrbahnen auf die mangelnde Passung zwischen sogenannter Geschlechtsidentität und geschlechtsstereotypen schulischen Entscheidungen abzielen sollten. Die

hier vorliegende Studie könnte dafür sprechen auszuprobieren, ob sich schulische Entscheidungen durch Fragebogenkonfigurationen steuern ließen, die eine bestimmte geschlechtliche Selbstkategorisierung begünstigen.⁷⁹ Sollte sich das realisieren lassen (sollte es also *funktionieren*), dann könnte eine Intervention sehr vereinfacht so aussehen: Vor der Wahl der Kurse für die Oberstufe in der Schule beantworten Schüler_innen Fragen, welche möglichst eine mittlere geschlechtliche Selbstkategorisierung herstellen.

Dies ist ein weiteres Beispiel für ein Phänomen, das sich empirisch zunächst in einer bestimmten Weise zeigen lässt, für das ARqE jedoch eine andere Interpretation anbietet, welche wiederum andere Folgeexperimente (z. B. ob die Fragebogenkonstellation eine Schulfächerwahl mitkonstruieren kann) und andere Folgehypothesen von Forschenden (z. B. darüber, wie eine Intervention aussehen kann) evoziert. Auch an einer solchen Stelle könnte es sein, dass Theoretiker_innen mit klassischer Perspektive argumentieren würden, dass die hypothetisierte Intervention eine unzulässige Beeinflussung von Schüler_innen darstellen würde. Jedoch aus der Perspektive, dass sogenannte Geschlechtsidentität etwas ist, das lokal und temporär realisiert wird, wäre auch die Wiederholung von Schülerinnen als *weiblich* eine ggf. unzulässige Beeinflussung. Diese Frage der Zulässigkeit muss dann auf anderer Ebene beantwortet werden – nämlich auf der Ebene „Welche Welt wollen wir?“ (vgl. auch Kapitel 4.2.5 zur Verantwortung von Forschenden und konsequenterweise auch von pädagogisch Handelnden)

Bedeutung der Bewertung der Fragen

Dass Studienpartner_innen die alternativen Fragen auf den gegebenen Skalen tatsächlich – wie von Döring (2014) spekuliert – als weniger seriös etc. markieren, ist meines Erachtens nicht per se, sondern nur im Hinblick auf weitere Zusammenhänge interessant. Dies gilt besonders, weil in der

⁷⁹ Sehr wahrscheinlich wäre das keine Idee von Kessels et al. (2014), eben weil jene von einer stabilen Geschlechtsidentität ausgehen. Hier wird ihre Idee, dass die mangelnde Passung problematisch (weil einschränkend in der Wahl von Handlungen) ist, mit der Herangehensweise an Geschlechtsidentität als zunächst unbestimmt verknüpft.

aktuellen Betrachtung offen gelassen werden muss, ob diese Bewertungen als eine Art innere Evaluation, unabhängig von Ihrer Abfrage, gesehen werden können, oder als erst durch die Abfrage hervorgerufene Bewertungen. Wenn beispielsweise *Als-weniger-seriös-Markieren* eher dazu führen würde, keine weiteren Fragen der Studie zu beantworten – was dem Wunsch der Forschenden entgegen stünde –, dann ist dies insofern interessant, als dass die Forschenden damit umgehen müssen. Wenn es jedoch keinen weiteren Zusammenhang – oder anders ausgedrückt, keine ersichtliche Folge dieser Art von Markierung – gibt, als dass Studienpartner_innen auf Nachfrage angeben, die alternativen Fragen als weniger seriös etc. zu empfinden, so ist diese Aussage zunächst bedeutungslos.

Wieder ist mit ARqE-Grundannahmen ein Ergebnis nicht per se interessant – vor allem nicht, weil Persistenz und Umfang der Lokalität eines Zusammenhangs bis jetzt unklar sind. Das Ergebnis wäre interessant, wenn es großen Konsens gäbe, dass das Beschriebene für viele Menschen zutrifft (im Sinne von *immer wieder neu hergestellt wird*) und mit großer Wahrscheinlichkeit auch über längere Zeit (so wie die gravitative Anziehung). Ansonsten ist es ein lokales und temporäres Ergebnis und es bleibt für eine Gesellschaft zu diskutieren, wie klein ein Wirkungsbereich sein darf bzw. wie groß er sein muss, damit Aussagen da-rüber als interessant gelten.

Kritik der Studie

Gerade auch in einer Studie, die aus Perspektive der ARqE durchgeführt wird, sollte sich ein Abschnitt der Diskussion selbstkritisch mit der Studie, ihren Voraussetzungen und möglichen Wirkungen auseinandersetzen. Dies soll keine Doppelung zu den stets begleitenden kritischen Reflexionen von *cut*-Setzungen durch die Studienkonfigurationen (wie beispielsweise, dass Bewertungen möglicherweise allein durch die Frage danach hergestellt werden) sein, sondern zusätzliche Problemstellen thematisieren bzw. Problemstellen zusammenfassen und ihre Problemhaftigkeit einordnen.

Beispielsweise sollte sich eine ARqE-Studie der Frage widmen, welche Art von regulatorischen Operationen die Reifizierung des Konzeptes Geschlecht

überhaupt beinhaltet und wie diese regulatorischen Operationen zu bewerten sind. In der vorliegenden Studie wurde die momentane Häufigkeit und Relevanz des Konzeptes an bezeichnetem Ort und zu bezeichneter Zeit als Grund angeführt, das Konzept zu wiederholen und damit zu reifizieren. Allgemein sollten Studien sich umfassend damit beschäftigen, welche alternativen Realisierungen möglich sind, als Menschen in Geschlechtskategorien einzuteilen, und weiterhin, aus welchen Gründen welche Realisierungen wünschenswert für eine Gesellschaft sein können.

In der Reflektion der möglichen Wirkung der Studie auf Studienpartner_innen muss erstens die Wiederholung des Konzeptes Geschlecht bedacht werden. Mit ihrem ganzen Aufbau wiederholt und stabilisiert die Studie das Konzept Geschlecht. Zwar bietet sie allen Studienpartner_innen explizit die Möglichkeit, sich außerhalb der gängigen zwei Kategorien einzugruppieren, indem Studienpartner_innen entweder etwas dazwischen oder die Option „weder noch“ wählen können. Dennoch fragt sie alle Studienpartner_innen direkt – und sogar zweimal – nach geschlechtlicher Selbstkategorisierung. Insgesamt wird das Phänomen der geschlechtlichen Selbstkategorisierung für die konkreten Studienpartner_innen damit womöglich eher stabilisiert statt komplett kritisiert. Dies ist queertheoretisch problematisch und aus meiner Sicht nur akzeptabel, weil das Konzept Geschlecht aktuell in der angesprochenen Population sehr wahrscheinlich sehr alltäglich ist (vgl. Butler, 1990/2006; Perko, 2005; Warner, 1991). Eine solche Wiederholung würde ich dann für so problematisch halten, dass die Studie hätte unterlassen werden müssen, wenn eine Population angesprochen werden sollte, für die das Konzept Geschlecht (noch) nicht (so) selbstverständlich ist. Letzteres würde ich z. B. für Kinder oder Personen, die das Konzept Geschlecht ablehnen, annehmen. Erstere wurden aus diesem Grund von der Teilnahme ausgeschlossen, Letztere kommen auch in unserer aktuellen heteronormativen Gesellschaft vor und damit möglicherweise auch in der berichteten Stichprobe. Diese würden von dem verwendeten Fragebogen erneut zur geschlechtlichen Selbstkategorisierung angehalten, was aus queertheoretischer Sicht als an der Studie problematisch zu bewerten ist.

Aus queertheoretischer Sicht wünschenswerterweise kann die klassische Geschlechterbinarität immerhin destabilisiert werden. Jeder Studienpartner_in jedem Studienpartner wurde bei der Beantwortung der alternativen Geschlechtsabfrage zumindest angeboten, neben „weiblich“ und „männlich“ alternative Antwortmöglichkeiten in Betracht zu ziehen. Ein_e Studienpartner_in antwortete beispielsweise auf die klassische Binärfrage mit „weiblich“ und kreuzte auf dem Kontinuum zweimal „männlich“ an. Damit bewegten sich ihre_seine Kontinuumantworten weiterhin im Binärschema (und wurden auch als binär gezählt). Sie bewegen sich jedoch außerhalb der heteronormativen Annahme, dass Personen konstant dasselbe Geschlecht angeben sollten bzw. gesunde Menschen dies tun. Ich verstehe dies als Bekräftigung der Beschreibung, dass Menschen bei dieser alternativen Geschlechtsabfrage zumindest über Alternativen zu „weiblich“ und „männlich“ nachdenken. Insgesamt führte die Studienkonstellation dazu, dass Studienpartner_innen sich *auch nonbinär* geschlechtlich kategorisierten. Daraus schließe ich, dass die verwendeten Frageformen für Studienpartner_innen zwar das Konzept Geschlecht reifizierten, jedoch das Konzept Geschlechterbinarität destabilisierten. Sollte darüberhinaus die Rezeption solcher Studien bei anderen Forschenden das Konzept Geschlecht destabilisieren, wäre dies eine weitere queertheoretisch wünschenswerte Wirkung.

Diese Beispielstudie weist also auch aus queertheoretischer Sicht problematische Umsetzungen auf. Dies soll jedoch verdeutlichen, dass einem Abwägungsprozess nicht zu entkommen ist und ARqE-informierte Ausarbeitungen darüber, was als wünschenswert gelten kann, noch ausstehen.

Aus ARqE-Perspektive ist weiterhin zu fragen, ob die Verwendung von geschlechtlichen Binärkategorien bei der Abfrage einer geschlechtlichen Selbstkategorisierung nicht den *regulatorischen Operationen* von Butler entspricht, was zu vermeiden wäre.

Butler benennt jene „restriktiven Diskurse“ als regulatorische Operationen, die darauf bestehen, dass es ausschließlich *Frau* und *Mann* als intelligente Möglichkeiten gibt:

Thus, a restrictive discourse on gender that insists on the binary of man and woman as the exclusive way to understand the gender field performs a regulatory operation of power that naturalizes the hegemonic instance and forecloses the thinkability of its disruption. (Butler, 2004, S. 43)

Stellt also die Ausgestaltung des Fragebogens einen restriktiven Diskurs über Geschlecht dar, der nur *Mann* und *Frau* als verstehbar zulässt?

Die klassisch binär gestellte Geschlechtsabfrage ist tatsächlich eine regulatorische Operation, auch im Sinne einer Einschränkung, denn sie wiederholt die Suggestion, dass es auf die Frage nach dem Geschlecht als plausible Antworten nur „weiblich“ und „männlich“ gäbe. Sie reduziert die Antwortmöglichkeiten von Personen innerhalb einer gesellschaftlich noch als sehr relevant erachteten Bezeichnung und beteiligt sich an der Wiederholung heteronormativer Geschlechterbinarität. Allerdings wurde in der Studie explizit darauf geachtet, dass keine Person *nur* mit der binär gestellten Frage konfrontiert wurde. Alle Studienpartner_innen erhielten – wenn auch in unterschiedlicher zeitlicher Abfolge – zudem die alternative Frage- und Antwortform. Der Fragebogen realisiert – trotz teilweiser Wiederholung der klassischen Form – ein Aufbrechen der reinen Binarität. In meinen Augen wiederholt der Fragebogen als Ganzes daher den restriktiven Diskurs nicht.

Sollte durch das Arrangement (Reihenfolge) und die Gestalt der Fragen im bestehenden Kontext (z. B. im Hinblick auf Konversationsnormen, die besagen, dass eine sinnvolle zweite Frage nicht dasselbe erfragt wie eine vorher gestellte) der Eindruck bei Studienpartner_innen evoziert worden sein, dass sogenanntes *biologisches Geschlecht* von sogenanntem *sozialen Geschlecht* zu trennen sei, würde der Fragebogen allerdings ein queertheoretisch zu kritisierendes Ergebnis fördern. Dies halte ich im Moment aber für nicht beurteilbar.

Neben der Verwendung von Geschlechtskonzeptionen wirft zudem die Realisierung der Bewertung von Fragen als „seriös“ etc. gleich mehrere Probleme auf. Zwar findet sich eine in Abhängigkeit von der Frageart (klassisch

oder alternativ gestellte Fragen) unterschiedliche Markierung der Likert-Skalen. Das Ergebnis bewerte ich jedoch als lokal und temporär mit geringem Geltungsbereich und Geltungszeitraum. Es bleibt zudem unklar, ob dieses Ergebnis allein durch die Messung hergestellt wurde oder andere Intra-aktionen außer der Messung an der Realisierung beteiligt waren. Ein solcher Sachverhalt ist insgesamt ungünstig und für solcherlei Forschungsteile sollten aus ARqE-Perspektive keine Ressourcen eingesetzt werden.

Für die vorliegende Arbeit lohnen die eingesetzten Ressourcen, weil der Fokus auf die Erläuterung der ARqE-Perspektive gerichtet ist und es nicht primär darum geht, Effekt-Realisierungen vorzuführen. In einer rein inhaltlichen Studie wäre aus ARqE-Perspektive von einem Vorgehen abzuraten, das Bewertungen misst, ohne davon ausgehen zu können, dass mehr als die Messung alleine diese herstellt (vgl. Kapitel 4.2.3) bzw. ohne die Absicht, weitere Zusammenwirkungen zu beleuchten.

Insgesamt muss in einem Forschungsprozess, welcher von der Mitherstellung seiner Gegenstände ausgeht, ein neuer Umgang mit ethischen Entscheidungen entwickelt werden. Im Moment fehlen Standards dafür. Ebenfalls fehlt Forschung aus ARqE-Perspektive im inhaltlichen Bereich. Bei zahlreichen Phänomenen – allein in dieser Beispielstudie – ist bislang unklar, welche Intra-aktionen an der jeweiligen Realisierung beteiligt sind und in welchen Kontexten wir welche Ergebnisse materialisiert vorfinden. Beispielsweise können sich Eltern heutzutage in Deutschland die größte Mühe geben, ihr Kind nicht geschlechtlich zu kategorisieren, aber die Umwelt wird es dennoch beinahe allumfassend tun. Für andere Konzepte (wie z. B. *Extraversion vs. Introversion*) wirken dagegen vielleicht nicht jederzeit und allorts Intra-aktionen, die diese herstellen.

Wenn ARqE-Forschung in relevanter Menge einmal vorliegen sollte, könnte eher ein Konsens gefunden werden, was alles zu spezifischen Realisierungen beiträgt. Konzepte wie Selbstvertrauen, geschlechtliche Selbstkategorisierung und Geschlechtsuntypikalität sollten in jedem Fall nicht per se als inhärente stabile Eigenschaftsrealisierungen erachtet werden, bevor nicht ihre

Persistenz untersucht und diskutiert wurde. Alternative Realisierungsmöglichkeiten sollten empirisch erprobt werden. So lässt sich auch der Realisierungsversuch *kontextabhängige geschlechtliche Selbstkategorisierung* noch ausweiten und verbessern.

Die heteronormative Grundannahme über Geschlechterbinarität wird in der Studie nur teilweise aufgebrochen, da sie zu einem gewissen Teil auch wiederholt wird. Die heteronormative Grundannahme, dass *Frauen* „normalerweise“ *weiblich* und *Männer* „normalerweise“ *männlich* sind, wird nicht wiederholt. Der Fragebogen legt den Studienpartner_innen auch nirgends nahe, dass dies bessere Kombinationen seien als andere mögliche Kombinationen. Ebenso versucht der Fragebogen, die Antwort „weder noch“ als gleichwertige, intelligible und gewöhnliche Antwortmöglichkeit anzubieten. Wenn weiterhin Intra-aktionen wirken, die diese Antwort unwahrscheinlicher machen, so ist dies m. E. wenig durch die Konfiguration des Fragebogens gegeben.

Wichtig ist, dass von keiner stabilen geschlechtlichen Identität ausgegangen wird. Gleichzeitig wird eine solche Konzeption auch nicht verhindert, so dass Studienpartner_innen problemlos für sich eine stabile geschlechtliche Identitätskonstruktion annehmen können – dies ist schlicht für die Studie irrelevant. Damit kann sie an dieser Stelle einen queertheoretisch positiv zu bewertenden Ort mit ungewöhnlichen Freiheitsgraden in Bezug auf individuelle Identitätskonstruktionen bieten. Die in der Studie fokussierte situierte Selbstkategorisierung interessiert unabhängig davon, ob sich diese individuell stabil oder veränderlich zeigt.

Bezüglich Intersektionalitätsansprüchen ist die Fremdkategorisierung nur bei der Anwerbung der Studienpartner_innen in Kinder versus Erwachsene relevant. Diese Fremdkategorisierung sollte durchkreuzt mit anderen Differenzachsen gesehen werden. In anderen Kulturkreisen würden eventuell die minderjährigen und ggf. auch noch älteren Studienpartner_innen nicht als Erwachsene verstanden oder andersherum die hier ausgeschlossenen Kinder als ungerechtfertigt ausgeschlossen betrachtet.

Bezüglich Wirkung von Machtpositionen gebe ich Folgendes zu bedenken: Der Fragebogen wurde als Teil einer Doktorarbeit präsentiert. Dies hatte möglicherweise andere Wirkungen im Hinblick auf die entstandenen Antworten, als wenn er beispielsweise als von Schüler_innen stammend präsentiert worden wäre. Wenn die Präsentation als Doktorarbeit (überhaupt) zu Gedanken bei Studienpartner_innen führte, könnte dies die machtvolle Position von Wissenschaft stärken und trüge nicht zum Abbau dieser Hierarchie bei. Allerdings ist auch – in die Richtung, in die Döring (2013) vermutete – denkbar, dass diese Art der Fragen und ihre folgende Einschätzung als *dubios* das Bild der Wissenschaft verschlechterte. Wie genau solcherlei Fragebögen sich auf bestimmte Diskurse über Wissenschaft auswirken, kann ich anhand der Studie nicht sagen.

Im Verlauf der Fragebogenbeantwortung geben Studienpartner_innen mitunter als recht privat empfundene Informationen an für sie fremde Personen weiter. Auch wenn die Fragen anonym beantwortet wurden und jede Frage ausgelassen werden konnte, könnten aktuelle soziale Normen nahelegen, dass man eine einmal begonnene Beantwortung nicht (gleich) wieder abbrechen sollte – auch wenn man die Fragen mittlerweile lieber doch nicht beantworten würde. Eine Person brach die Beantwortung des Fragebogens mit der Begründung ab, dass die Fragen zu privat seien. Dies zeigt, dass die verwendeten Fragen als *zu privat* empfunden werden können. Forschende sind demnach meist schon deshalb in der mächtigeren Position, weil sie – anders als die Studienpartner_innen – keine persönlichen Informationen preisgeben sollen. Die klassische Art eines Fragebogens erhält dieses Machtgefälle statt es aufzubrechen.

Weiterhin sind aus machtkritischer Perspektive Interpretationen von Forschenden über Studienpartner_innen problematisch – vor allem wenn diese nicht mit den Studienpartner_innen rückgekoppelt wurden (beispielsweise Dialog-Konsens-Methoden beinhalten eine solche Rückkoppelung, siehe Scheele und Groeben, 1988). Die vorliegende Studie erprobt eine geschlechternüchtern Realisierung und zielt nicht explizit darauf ab, Personen oder ihr Verhalten zu interpretieren. Dennoch kommen Interpretationen über Studienpartner_innen vor – etwa, wenn jene

als höchstwahrscheinlich heteronormativ geprägt angenommen werden. Da diese Aussagen aber nicht Ergebnisse der Studie sind, beteiligt sich die Studie nicht vorrangig an einer Klassifikation von Personen. Intendiert war vielmehr, die Gleichbehandlung von aktuell kulturell typischer und untypischer geschlechtlicher Selbstkategorisierung und damit deren zukünftige kulturelle Gleichberechtigung zu fördern.

Die in der Studie vorgeführte Realisierung von Geschlechtervielfalt, ist – schon vor Besprechung der Studie – sprachlicher Natur, da nur Frage- und Antwort-Verhalten beachtet wurde, das sprachlich hergestellt ist. Sowohl der Ergebnis-mitbestimmende Apparat wie auch die resultierenden Realisierungen sind in diesem Fall sprachlich.

Abschließend möchte ich erwähnen, dass die Studie eventuell Anregungen dahingehend liefern kann, in einer zukünftigen Auseinandersetzung bzw. ARqE-Studie das Alter als angeblich bedeutungsvolles inhärentes Merkmal von Menschen zu entselbstverständlichen. Wie eingangs spekuliert, kommt von Studienpartner_innen, die ihr Alter als 15 – 18 angeben, die Nennung vor, dass eine Beurteilung als Minder- oder Volljährig ja nur eine Außenkategorisierung ist. Es gibt also Situationen, in denen Menschen nicht ihr sogenanntes (als Merkmal verstandenes) Alter für ihre Erfahrungen verantwortlich machen, sondern den (gesellschaftlichen) Umgang damit. In dieser Studie wurde auf geschlechtliche Kategorisierung fokussiert und auf weitere Analysen bezüglich der Begründungen, warum Menschen ihr Alter (nicht) auffällt, verzichtet.

Insgesamt zeigt die Studie, dass bei Menschen, die an einem öffentlichen, zentralen Ort einer deutschen Großstadt einen Fragebogen ausfüllen, bei der Frage nach geschlechtlicher Selbstkategorisierung sowohl die Frageart als auch die Reihenfolge eine *cut*-produzierende Konfiguration sein kann, die die resultierende Realisierung mitbestimmt. Da eine vom Fragebogen angebotene Varianz bei der Selbstkategorisierung durchaus in Anspruch genommen wird, gleichzeitig aber ein vorgegebenes Binärschema weder verändert wird noch unbeantwortet bleibt, sollten zukünftige Fragen nach

geschlechtlicher Selbstkategorisierung diese *cut*-Produktionen in ihren eigenen Designs beachten.

5.6 Fazit der Erprobung

Diese Auseinandersetzung mit einer Studie konnte nur exemplarisch einige Formulierungen und inhaltliche Punkte aufgreifen. Es wird deutlich, dass für die konkrete Gestaltung von (psychologischen) empirischen Arbeiten, die einen *Agential Realism* zugrunde legen und eine queertheoretische Perspektive einnehmen, noch zahlreiche Praktiken entwickelt werden müssen. Erste Schritte von Vorgehensweisen wurden hier dennoch aufgezeigt und diskutiert.

Heteronormativität wird insofern aufgebrochen, als das klassische Binarischema für geschlechtliche Selbstkategorisierung nicht nur wiederholt, sondern in der alternativen Abfrage auch neu gestaltet wird. Queerend ist dabei, dass jede_r Studienpartner_in auch die alternative Abfrage bearbeitete und nicht manche nur die klassische, Binarität reifizierende Abfrage erhielten. Heteronormativität stützend wäre dagegen, wenn die Gestalt der Fragebögen bei den Studienpartner_inne_n die Annahme evozierte, dass es nur bei sogenanntem *sozialem Geschlecht* sinnvolle und nicht-pathologische Varianz geben kann, aber nicht bei sogenanntem *biologischem Geschlecht*. Damit ist die vorliegende Studie mit ihrem Gehalt an Aufbrechen von Heteronormativität wohl nicht die stärkste Konfiguration, kann aber – so hoffe ich – dennoch die alternative Denkrichtung vorführen.

Queerend bezüglich Identitätskategorien ist die Studie insofern, als sie über Geschlecht – was mitunter als Ressource einer sehr starken und wichtigen Identitätskategorie beschrieben wird – nicht als Identitätskategorie spricht. Die geschlechtliche Einordnung wird nur als situierte Selbstkategorisierung behandelt und an keiner Stelle als eine Fremdkategorisierung verwendet. Weiterhin wird auch den Lesenden, die *geschlechtliche Selbstkategorisierung* als identitäre

Kategorisierung verstehen, zu verdeutlichen versucht, wie kontextabhängig das Ergebnis einer Kategorisierung ist. Damit schreibt die Studie – wie queertheoretisch gefordert – die Einordnung nicht fest, sondern zeigt deren Flexibilität und Situiertheit und lässt gleichzeitig Raum für individuelle Selbstdefinitionen der Personen.

Intersektional hätte eine soziale Kategorie betrachtet werden müssen, wenn die Studie über Mitglieder einer sogenannten Gruppierung gesprochen hätte. Das tut sie in einem Fall, da von außen in sogenannte Kinder und sogenannte Erwachsene unterschieden wurde. Diese Differenzierungsachse kann in anderen Settings anders verlaufen, wenn Personen, die in Deutschland als Kinder gelten, an anderen Orten als schon erwachsen verstanden werden, oder Personen, die in Deutschland als Erwachsene gelten, an anderen Orten als Kinder gelten. Wenn in der Studie über sogenannte Kinder gesprochen wird (um sie als Studienpartner_innen auszuschließen), dann wird gleichzeitig über ein heutiges, deutsches Verständnis von Kindsein gesprochen. Weitere aktive Fremdkategorisierungen werden in der Studie nicht vorgenommen, sondern es werden mitwirkende Konfigurationen der Herstellung thematisiert. Deshalb kann der Intersektionalitätsanspruch bezüglich Identitätskategorien in den Hintergrund treten. Dass alle Studienpartner_innen eine mit anderen Differenzierungsachsen verschränkte Vorstellung von *weiblich* etc. haben, ist grundsätzliche Logik des Vorgehens und für die hervorgebrachten Effekte irrelevant.

Im Vorgehen des Realisierungsversuchs und der Diskussion der mitwirkenden Intra-aktionen ist implementiert, dass Macht (im Foucault'schen Sinne) Phänomene hervorbringt und es keine Position außerhalb von wirkenden Machtverhältnissen gibt. Durch Zu-grundelegen der Logik des *Agential Realism* wird ständig reflektiert, dass in der Betrachtungssituation der Studie selbst – quasi in ihrem Messvorgang – Machtrelationen wirken und gewisse Konzepte stabilisiert, andere destabilisiert werden. Die Sensibilität gegenüber machtungleichen Positionen zeigt die Studie beispielsweise bei der Diskussion von Interpretationen über Studienpartner_innen als heteronormativ geprägte Stichprobe. Insgesamt weist die Studie aber durch den Fokus auf das Erproben einer geschlechtvielfältigen Realisierung einen geringen Grad an externer Einord-

nung von Studienpartner_innen auf und beteiligt sich dadurch nicht maßgeblich an der Stabilisierung von Wissenschaft als jene Instanz, die immer besser als Individuen Aussagen über Realitäten treffen könnte.

Bezüglich der Bedeutung von Sprache und Sprechakten kommt zum Tragen, dass die Antworten sprachlicher Natur sind. Auch wenn das Setzen eines Kreuzes auf einem Kontinuum eine nicht-sprachliche Komponente aufweist, halte ich die sprachliche Komponente für die weit bedeutsamere, da das Kontinuum erst durch die sprachliche Bezeichnung Bedeutung erhält. Die Bedeutung der Sprache für die Herstellung der geschlechtlichen Selbstkategorisierung wird hier nicht weiter diskutiert. Es soll jedoch klar kommuniziert werden, dass die erprobte Realisierung in diesem Fall sprachlicher Art ist.

Die queertheoretische Anforderung nach Beachtung der Historizität und Kontextabhängigkeit eines jeden Konzeptes wird durch Spezifizierungen des Ortes und der Zeit sowie durch das Design eingelöst, wobei letzteres die Kontextabhängigkeit geradezu vorführen will. Selbst für beispielsweise die *Bewertung als un/seriös* wird in Frage gestellt, ob diese zwangsläufig entsteht, da keinerlei Hinweise vorliegen, dass sie auch ohne ihre explizite Abfrage entstanden wäre. So wird geradezu auf die Spitze getrieben, dass eine Bewertung möglicherweise nur am Ort und zur Zeit der Fragebogenbeantwortung existiert, weil dieser Akt die Bewertung erst evoziert.

Was solche Studien alles dekonstruieren (können), wenn sie rezipiert und ernst genommen werden, ist eine offene Frage. Aus meiner queertheoretisch informierten Perspektive halte ich u. a. folgende Dekonstruktionen für besonders erstrebenswert: Dekonstruktion von Geschlechterbinarität, Dekonstruktion von Konstrukten als kontextlos gegeben, Dekonstruktion von Forschenden als per-se Wissenden, Dekonstruktion von Wissen als ort- und zeitlose Faktenkenntnisse. Ich gehe davon aus, dass nicht etwa einzelne Studien diese Dekonstruktionen einzulösen vermögen, sondern eher *Herangehensweisen* wie queere feministische Kritik, *Situated Knowledges*⁸⁰ und *Agential Realism* dazu geeignet sind. Ziel

⁸⁰ Im Sinne von Donna Haraway (beispielsweise 1988)

dieser Arbeit ist es jedoch auch, mit ARqE eine Form empirischer Forschung vorzustellen, deren – erst noch durchzuführende – Studien in der Zusammenschau ebenfalls dekonstruierende Wirkung entfalten können.

Vorrangiges Ziel dieses Kapitels ist es, einen Eindruck über das Vorgehen von ARqE-Studien zu geben, und weniger, konkrete Aussagen über situiert wirkende Intra-aktionen im Sinne einer ARqE zu generieren. Auch wenn meines Erachtens ein erstes Vorführen gelungen ist, hätte ich aus der aktuellen Perspektive zwei Punkte des Studiendesigns anders gestalten können, um ein stärkeres Argument formulieren zu können.

Erstens wäre die Demonstration, dass die Formulierung des *Messinstruments* den erzeugten Gegenstand mit herstellt ggf. noch überzeugender, wenn sich nur die nonbinäre *Antwortformulierung* – und nicht auch die *Frageformulierung* – von der klassisch binären Variante unterscheiden würde. In den oben getroffenen Entscheidungen hatte ich der Ähnlichkeit der beiden nonbinären Fragen untereinander Priorität eingeräumt (vgl. S. 207), statt der Ähnlichkeit der binären und nonbinären Abfrage. Auch wenn die Ähnlichkeit zwischen der binären und nonbinären Abfrage aus ARqE-Perspektive nicht nötig ist, würde sie mir nun auf dem Weg von einem klassischen hin zu einem ARqE-informierten Design als ein kleinschrittigerer Übergang erscheinen. Dafür müsste eine Formulierung der Geschlechtsabfrage gefunden werden, die für beide Antwortformate passt. Alternativ müsste riskiert werden, dass es aktuell an den umgrenzten Orten merkwürdig wirken kann, wenn eine Frage in identischer Form zweimal gestellt wird. Eine weitere Möglichkeit wäre, diese Bedingung doch interindividuell zu variieren. Dann müssten aus ARqE-Perspektive jene Personen, die ausschließlich die binäre Formulierung vorgelegt bekommen, ein differenziertes Debriefing erhalten, welches die reifzeirte Heteronormativität aufzubrechen versucht. Allerdings ist in diesem Zusammenhang interessant, welche Auswirkungen es hatte, dass die Internetplattform *Facebook* in 2014 die Möglichkeit einführte, Geschlecht nicht nur als entweder *weiblich* oder *männlich*, sondern als *benutzerdefiniert* anzugeben. Jede Person, die ihre Geschlechtsangabe in benutzerdefiniert geändert hat, wäre eine Demonstration der wirkenden Intra-aktion durch das Antwortformat, auch wenn die Frage identisch geblieben

ist. Ich gehe zusammenfassend davon aus, dass für die geschlechtliche Selbstkategorisierung in unserer heutigen Kultur sowohl das Antwortformat alleine, wie auch Frageformat mit Antwortformat zusammen eine *cut*-erwirkende Intraaktion sein kann.

Zweitens hätte das von Döring verwendete Wort „dubios“ in der Herstellung der Bewertung der Fragen vorkommen sollen (vgl. Döring, 2013, die vermutete, nonbinäre Geschlechtsfragen könnten eine ganze Studie als „dubios“ erscheinen lassen). Ich sehe aus jetziger Perspektive keinen Grund, dieses Wort nicht genauso auszuprobieren wie die anderen auch. Im Gegenteil legt die Besprechung von Dörings These im Rahmen der Studie die Verwendung des Wortes „dubios“ geradezu nahe.

Abschließend möchte ich noch eine andere Auseinandersetzung als Erprobung der ARqE-Perspektive vorschlagen. In meinem Artikel “Queering Identities in Psychology: Blind Alleys and Avenues” (Scholz, 2016; in *Queering Paradigms VI: Interventions, Ethics, and Glocalities*) betrachte ich die psychologisch klassische Selbstkategorisierungstheorie von Turner, Hogg, Oakes, Reicher und Wetherell (1987) und welche Umformulierungen der Theorie aus queertheoretischer Sicht nötig wären. Ohne explizit den *Agential Realism* zu nennen, verwende ich darin eine Herangehensweise an Phänomene als situiert, an Realisierungen als non-essentiell sowie an Identitäten als lokal und temporär und expliziere die im Text ebenfalls gesetzten *cuts*, die selbst kontextabhängig sind. Dieser Artikel stellt keine Studie vor, sondern betrachtet eine psychologische Theorie sowie deren queertheoretisch adaptierbaren Anteile und diskutiert queertheoretisch wünschenswerte Neuerungen. Mit solchen Auseinandersetzungen möchte ich anregen, mit *Science* zu arbeiten und im Sinne von Barad und Butler keine *human-independent facts about nature* (vgl. Barad, 1996, S. 162) zu generieren, sondern *intra-actively entangled ones* (vgl. Barad, 2007).

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





6 Die *agential cuts* dieser Arbeit

Mit dieser Arbeit versuche ich zu zeigen, dass mit dem *Agential Realism* als wissenschaftstheoretische Position eine queer(end)e Experimentalpsychologie möglich ist, die ihr queer(end)es Potential nicht durch ihre Themenwahl, sondern durch ihre grundlegende Herangehensweise an Phänomene erhält. Wie also legt man ein Experiment an, das auf *Dann*-Gegebenheiten einer Entität schließen will, während man gleichzeitig eine Differenz als Resultat dessen erachtet, wie Mächtigere eine historische Situation interpretieren (vgl. Einleitung S. 3)? – Als Antwort schlage ich vor, diese mächtige Position aktiv einzunehmen und möglichst verantwortungsvoll damit umzugehen, dass Forschende mitunter die Differenz-Herstellenden oder Differenz-Wiederholenden sind. Dieses *möglichst verantwortungsvoll* sehe ich als die große Herausforderung, die den Einbezug von in klassischem Realismus bisher als unwissenschaftlich geltenden Werten benötigt. Auch mit experimentalpsychologischen Differenz-Herstellungen können interessante situative Zusammenwirkungen und somit situierte Möglichkeitsräume beschrieben werden, die anzeigen, welche Realisierungsmöglichkeiten eine spezifische Konfiguration zulässt. Ebenso können Realisierungsräume beschrieben werden, die anzeigen, um welche Werte die Realisierungen pendeln. Eine weitere Herausforderung für ARqE sehe ich darin, was als *interessant* gilt, wenn nicht mehr Forschungsgrund sein kann, etwas über Gegebenheiten der Welt zu konstatieren, sondern immer nur situiertes Wissen geäußert werden kann. Zunächst könnte jeder Möglichkeitsraum als interessant gelten. Wenn aber prinzipiell ethische Überlegungen jede *cut*-Setzung lenken sollen, bei der Forschende eine Differenz herstellen oder wiederholen, sieht man sich mit fast jedem Experiment mit Fragen konfrontiert, die zahlreiche Forschende auch schon heute kennen. Ein Beispiel hierfür wäre die Forschung mit menschlichen Stammzellen, für deren Studiendesigns nicht nur die technische Machbarkeit entscheidend ist, sondern auch ethische Entscheidungen einer Gesellschaft eine große Rolle spielen. Aus solchen Debatten kann vermutlich viel über die praktische Umsetzbarkeit gelernt werden – beispielsweise die Sinnhaftigkeit und Einsetzbarkeit von Ethikkommissionen. Wenn einzelne Entschei-

dungen eines Forschungsprozesses – z. B. aufgrund geringer(er) Tragweite – leichter zu fällen sind, könnte dies ein Grund sein, der sich auf die praktischen Umsetzungen auswirkt, aber nicht ethische Überlegungen obsolet macht. Mit Blick auf die Mitwirkungen von Forschenden werden u. U. zahlreiche Konfigurationen deutlich, in denen Forschende am Machterhalt dominanter Gruppen beteiligt waren bzw. es immer noch sind, was aus queertheoretischer Perspektive zu ändern ist.

In zahlreichen Konfigurationen mögen die Mitwirkungen von experimentalpsychologischen Messungen vernachlässigbar sein. Dies kann jedoch nicht vorausgesetzt werden und es stellt damit eine weitere Herausforderung für queer(end)e Experimentalpsycholog_inn_en dar, dies erkennen zu können. Zudem kann sich die Feststellung von *ist zu vernachlässigen* auch nur auf ein *relativ zu X* beziehen. So sehr wie es dafür, dass ich meinen Sessel im Raum finde, zu vernachlässigen ist, dass das Lichteinschalten meine Möbel verrückt, so wenig ist dies bei der genauen Positionsmessung eines Teilchens zu vernachlässigen. Das Urteil, dass es zu vernachlässigen wäre, dass per Versuchs- und Messanordnung ein Teil von Studienpartner_inne_n zu *Schnelleregehenden* und ein anderen Teil zu *Langsameregehenden* gemacht werden (zum Beispiel bei Bargh, Chen & Burrows, 1996), macht nur in Relation zu einem weiteren Wert Sinn, beispielsweise dass diese Kategorisierung keine weiteren Auswirkungen habe. Das heißt für ARqE steht auch viel Forschung über relative Konsequenzen von situierten Forschungssettings an. Dies ersetzt keinesfalls ethische Abwägungen. Es informiert ethische Abwägungen viel eher, wenn der Möglichkeitsraum und der Realisierungsraum von Konsequenzen eines bestimmten Effektes besser beschrieben werden können. Wenn eine bestimmte, aufgrund bestimmter Werte unerwünschte, Realisierung in einem konkreten Setting als sehr unwahrscheinlich anzunehmen ist, dann kann dies als Begründung verwendet werden, dass in diesem Fall die Differenzherstellung durch die Forschende zu vernachlässigen ist. Doch auch dies wäre eine situierte Entscheidung und nichts, was in der Natur der Sache selbst läge.

Eingangs habe ich die Frage aufgeworfen, wie in einem Experiment eine Quantifizierung von Gegebenheiten und gleichzeitig deren Dekonstruktion

angestrebt werden kann. Dieselben *relata* sind nur zu dekonstruieren, wenn trotz – oder eventuell sogar aufgrund – ihrer Quantifizierung ihre Bedingungsabhängigkeit deutlich wird. Wenn beispielsweise die Anzahl und die inhaltlichen Möglichkeiten von momentaner geschlechtlicher Selbstkategorisierung für einen spezifischen Kontext abgewogen werden, kann es gelingen, deren Situiertheit zu verdeutlichen und trotzdem mit einer Auswahl eine Quantifizierung zu vollziehen, die gleichzeitig die Inhärenz- und Stabilitätsannahmen von Geschlechtsidentität dekonstruiert. Einfacher ist vermutlich, bei Quantifizierung der einen *relata* andere *relata* zu dekonstruieren, was ich – je nach *relata*, um die es sich handelt – immer noch als queer(end)e Handlung im Sinne Butlers erachten würde, da auch queertheoretisch keine gänzliche Kategorienlosigkeit angestrebt wird, sondern eine Verschiebung hin zu größerer Chancengleichheit (vgl. Kapitel 2.3). Wiederum kann es auch nur situativ im Einzelfall, relativ zu einem bestimmten Wert, beurteilt werden, ob dieses spezifische Quantifizieren der einen *relata* bei gleichzeitiger Dekonstruktion anderer *relata* eine queer(end)e Handlung ist. Wenn ich es für akzeptabel halte, ein Experiment als queer(end) zu beurteilen, auch wenn bestimmte *relata* durch ihre Konfigurationen nur quantifiziert und nicht dekonstruiert werden, macht dies wieder die Relativität jeden Urteils und die Unausweichlichkeit von Diskussionen über solche Einschätzungen deutlich. Eine ARqE-Forschungsgemeinschaft müsste sich diesen Herausforderungen in Zukunft stellen.

Wenn ich behaupte, dass mit Barads *Agential Realism* eine queer(end)e Experimentalpsychologie möglich ist, befindet sich meine Argumentation selbst in Konfigurationen und hängt vom situierten *Apparatus of Knowledge* (im Sinne Butlers wie Barads) ab. Ich spreche beispielsweise über Experimente als wissenproduzierende, die mit spezifischen Voraussetzungen arbeiten (Kapitel 3). Anschließend spreche ich über alternative Voraussetzungen für ein alternatives experimentelles Handeln (Kapitel 4), welches dennoch in bestimmte Verständnisweisen eingebunden ist. So ist jedes einzelne Konzept innerhalb meiner Aussagen verwoben in Lesarten, Praktiken und situierten Möglichkeitsraum. Damit referenziert die Arbeit auf bestimmte Diskurse (z. B. die einer akademischen Experimentalpsychologie bzw. *Queer Theory* bestimmter Länder), beteiligt sich an der Diskussion, an der bestimmte Menschen beteiligt und bestimmte andere

Stimmen nicht beteiligt sind und will dabei ein weiterführender Diskussionsbeitrag sein. Weiterhin erzeugt meine Argumentation selbst differenzierende *cuts*. Konzepte, mit denen ich arbeite – z. B. *Queer Theory*, *Agential Realism* oder Experimentalpsychologie–, stelle ich selbst situiert mit her bzw. wiederhole deren Herstellung. Durch meine Formulierungen trenne ich manche Konzepte als geschlossen heraus, während andere als Vermischtes dargestellt werden. Im Folgenden werfe ich einen Blick auf die Relationen dieser herausgeschnittenen Figuren untereinander und berücksichtige dabei folgende Verhältnisse *Agential Realism* zu *Queer Theory*, wissenschaftstheoretische Position zu Methodenwahl, Experimentalpsychologie mit klassischem Realismus zu Experimentalpsychologie mit AR.

Agential Realism : Queer Theory

Die queertheoretischen Eingangszitate dieser Arbeit (von Wittig und Butler, vgl. S. 1) habe ich bereits so ausgewählt, um später eine gewisse Nähe des *Agential Realism* zu queertheoretischen Positionen herzustellen bzw. zu wiederholen. Kapitel 4.3 versucht, die Queerness der ARqE (über ihre Selbstbezeichnung als solche hinaus) zu zeigen. Barads eigene Schnitte, zwischen *Agential Realism* und *Queer Theory* einmal eine Grenze zu ziehen und einmal nicht, erscheinen mir situativ. Einerseits benennt sie die „Performativität der Natur“ als queer (Barad, 2012, *Natures Queer Performativity*) und präsentiert den *Agential Realism* als Grundhaltung, mit der die Queerness der Welt – im Gegensatz zu repräsentationalistischen Grundhaltungen – leicht lesbar wird. Weitere Beispiele von *radikal queeren Konfigurationen* diskutiert sie u.a. in *Transmaterialities* (Barad, 2015). Andererseits formuliert sie klare Abgrenzungen, wo ihr der *Agential Realism* über queertheoretische Positionen hinauszugehen scheint. Zumindest im Jahr 2008 erachtet(e) sie beispielsweise noch als nötig: “a radical rethinking of the nature of experience (for example, touch and vision), of theory, and their interrelationship, as well as many other core concepts that are still taken for granted by queer theorists” (Barad, 2008, S. 336). In Barads aktuellem Hauptwerk *Meeting the Universe Halfway* (2007) finden sich zahlreiche Abgrenzungen gegenüber Butlers Positionen. Barad bezeichnet Butlers Positionen dabei

nicht als grundverschieden vom *Agential Realism*, aber als im Vergleich zu diesem verkürzt und “limited to the production of human bodies (and only certain aspects of their production, at that)” (Barad, 2007, S. 145). Diese Einschätzungen teile ich nicht, sondern sehe Barads Abgrenzung an dieser Stelle wie die einer Botanikerin, die – über Botanik hinaus – eine Theorie der Verbundenheit der Lebensformen entworfen hat (aber über diese mit Referenzierung auf Botanik spricht) und nun einer Zoologin, die – über Zoologie hinaus – ebenfalls eine Theorie der Verbundenheit der Lebensformen entwickelt hat (aber über diese mit Referenzierung auf Zoologie spricht), vorwirft, nur über Zoologie zu sprechen. Meines Erachtens entwirft auch die *Queer Theory* eine Perspektive auf ontologische, epistemologische und erst recht ethische Fragen unserer Welt. Diese sind jedoch nur sehr selten in einen empirischen Diskurs eingebettet. Bei *ethicoepistemologischen* Fragen in queertheoretischen Analysen standen höchstens zu Anfang Geschlechts- und Sexualitätskategorien im Fokus. Sofort wurden diese in Verschränkung mit weiteren Strukturierungskategorien wie Ethnizität, Klasse, Alter und Fähigkeiten betrachtet. Insgesamt geht es um die Grundhaltung gegenüber Wissen und Handeln in der Welt. Noch immer geht es in queeren Analysen darum zu erkennen, welche Effekte dadurch erzeugt werden, wie wer über wen spricht, wie wer gegenüber wem handelt und wie negative Auswirkungen dessen reduziert bis verhindert werden können. Bee Scherer beschreibt:

[Q]ueer interventions can be understood as countering the psychosocial violence against queer subjects; these are done through concrete acts of resistance in the public sphere through activism, art(ivism); political and civic disobedience and protest; through individual, contextual modes of resistance, counter-scripts and resilience. (Scherer, 2016, S. 1-2)

So gehen die Einsatzgebiete eines queeren(den) Denkens weit über klassische wissenschaftliche Interessen hinaus. Im Fokus queeren(den) Denkens steht die Kritik an einem Handeln, das auf als standpunktlos angesehenem Wissen beruht. Theoretiker_innen wie Aktivist_inn_en versuchen Schritt für Schritt aufzuzeigen, dass dieses sogenannte Wissen tatsächlich werte- und voraussetzungsgebunden ist. Dies zeigt meines Erachtens das wissenschaftstheoretische

Interesse der Queertheorien, auch wenn bisher seltener auf empirische Forschung geblickt wurde, doch die queer(end)e Kritik kann und soll in allen Feldern menschlicher Betätigung geübt werden und ganz besonders in allen wissenschaftlichen Disziplinen und allen Methoden. Sullivan und Murray (2009) formulieren als queer(end)es Ziel die Destabilisierung des Selbstverständlichen: “Queer, at least as we understand it, is a heterogeneous and multidisciplinary practice aimed at ‘bringing forth’ and thus denaturalising the taken for granted, the invisibilised, the normalised; in short, the *dispositifs* or technés of (necessarily material) (un)becoming.” (Sullivan & Murray, 2009, S. 4) Solche queertheoretischen Analysen zeigen das *Gemachtsein* von (sozialen) Kategorien auf, wie Barads Analysen die Bedingungsabhängigkeit materieller Entitäten aufzeigen. Der Großteil der bisherigen queertheoretischen Analysen mag sich darauf beziehen, was wir als *menschlichen Bereich* abgrenzen könnten. Queertheoretische Intention ist es jedoch gerade, solche Abgrenzungen zu dekonstruieren. In ihrer Einleitung zu *Queering the Non/Human* schreiben Giffney und Hird (2008, S. 5): “Queer is employed here as a collection of methodologies to unpick binaries and reread gaps, silences and in-between spaces.” Nach meiner Einschätzung nimmt Butler ebensowenig eine Begrenzung auf einen sogenannten *menschlichen Bereich* vor. In *Körper von Gewicht* schreibt sie:

Was ich an Stelle dieser Konzeptionen von Konstruktion vorschlagen möchte, ist eine Rückkehr zum Begriff der Materie, jedoch nicht als Ort oder Oberfläche vorgestellt, sondern als *ein Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so daß sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, den wir Materie nennen*. Daß Materie immer etwas zu Materie Gewordenes ist, muß meiner Meinung nach mit Bezug auf die produktiven und eben auch materialisierenden Effekte von regulierender Macht im Foucaultschen Sinne gedacht werden. Dementsprechend lautet die Frage künftig nicht mehr, wie das soziale Geschlecht als eine und durch eine bestimmte Interpretation des biologischen Geschlechts konstituiert wird (eine Frage, bei der die ‚Materie‘ des biologischen Geschlechts von der Theorie ausgespart bleibt), sondern vielmehr: Durch welche regulierenden Normen wird das biologische Geschlecht selbst materialisiert? Und wie erklärt sich, daß die Behandlung der Materialität des biologischen Geschlechts als

eines Gegebenen die normativen Bedingungen für dessen Auftreten voraussetzt und konsolidiert? (Butler, 1993/1997, S. 32)

Butler interessiert sich sowohl für *Materie*, wie für nicht-materielle Phänomene, auch ohne dazwischen eine Grenze zu ziehen, sondern gerade in deren Verschränkung. Es scheint mir lediglich so, dass solche Fragen wie „Durch welche regulierenden Normen wird das biologische Geschlecht selbst materialisiert?“ (siehe Zitat von eben, Butler, 1993/1997, S. 3) in Folge ihrer Publikation detaillierter von anderen Theoretiker_inn_en (z.B. Voss, 2011, 2013), ausgeführt wurden. Dies bedeutet aber nicht, dass Butler nicht das Gewordensein von *dann*-materiellen Strukturen mitdenken würde.

Entsprechend erachte ich den *Agential Realism* nicht als eine Grundhaltung, die über Queertheorien hinaus geht, sondern als eine, die eine Brücke schlägt, an der queere Kritiken bisher lediglich wenig interessiert waren: Sie schlägt diese Brücke damit, eine Ausformulierung der wissenschaftstheoretischen Position zu liefern, mit der quantitative Experimente möglich sind, um anschließend Aussagen über situierte Phänomene treffen zu können. Queertheorien haben stark auf die Dekonstruktion Machtgefälle erhaltenden Wissens fokussiert und wenig Interesse an der Formulierung von sogenannten Tatsachen – und seien es lokale, temporäre – gezeigt. Ich halte die queertheoretisch informierte Formulierung von situiertem Wissen für lohnenswert. Ebenso ist die anzuwendende Methode für das Gewinnen einer situierten Einsicht situativ auszuwählen, was zu dem interessanten Verhältnis von wissenschaftstheoretischer Position zu Methodenwahl führt.

Wissenschaftstheoretische Position : Methodenwahl

Neben den vielen quantitativ Forschenden mit klassisch realistischer Position gibt es zahlreiche Forscher_innen, die metatheoretisch von klassischem Realismus ausgehen und ein spezifisches Phänomen qualitativ erforschen. Ebenso sind Forschende denkbar, die nicht von klassischem Realismus ausgehen und dennoch quantitative Methoden verwenden. So kann ich die Methodenwahl, ob beispielsweise qualitativ oder quantitativ vorgegangen wird, als orthogonal zur

metatheoretischen Position, ob beispielsweise klassischer Realismus angenommen wird oder nicht, begreifen. Das eine müsste nicht mit dem anderen zusammenhängen. Entsprechend wird oft von gegenstandsangemessenen und nicht von wissenschaftstheorieabhängigen Methoden gesprochen. Praktisch scheint es aber dennoch eine Korrelation (in der europäisch und US-amerikanisch geprägten Psychologie) derart zu geben, dass quantitatives Vorgehen aktuell fast ausschließlich vom klassischen Realismus ausgeht (vgl. z. B. Kapitel 3.1). Selbstverständlich ist der *Agential Realism* nicht die einzige alternative wissenschaftstheoretische Position, die quantitatives Vorgehen erlaubt. Ich habe in dieser Arbeit auf den *Agential Realism* fokussiert und angestrebt zu zeigen, dass die Suche nach Zusammenwirkungen auch ohne klassisch realistische Position funktioniert und Sinn macht; dies jedoch nicht als Hintergrund für die Suche nach Wahrheit (vgl. Popper, 2002, siehe Kapitel 2.1.1, S. 79), sondern für Einsichten über situierte Möglichkeits- und Realisierungsräume. Wer eine queerere Welt anstrebt und trotzdem quantitativ Zusammenwirkungen beschreiben will, ist meines Erachtens nicht länger in einem Widerspruch gefangen, sondern kann mit *Agential Realism* eine queer(end)e Experimentalpsychologie betreiben. Das soll nicht bedeuten, dass dies immer die passendere Kombination für alle ist, die queer(end) psychologisch forschen wollen. Vielerlei Aussagen sind sicher immer noch besser durch qualitative Methoden zu erzielen. Die Frage, wie sich *Agential Realism* für qualitative Methoden eignet, habe ich bisher nicht behandelt. Mein Interesse galt zunächst der Konfrontation und Dekonstruktion der Widersprüchlichkeiten von queeren Kritiken und klassischem experimentalpsychologischem Vorgehen. Ich gehe davon aus, dass die wissenschaftstheoretische Position nicht direkt die auszuwählende Methode vorgibt. Dennoch beinhaltet sie erkenntnistheoretische Axiome, die beispielsweise vorgeben, wie mit Schwierigkeiten wie dem Einfluss durch die Messung umzugehen ist. Wenn man klassisch realistisch von bedingungslos bestehenden stabilen Entitäten ausgeht, macht es Sinn, nach deren Beschaffenheit zu fragen, Einflüsse der Messung als Störgröße zu behandeln und entsprechend zu versuchen, diese Einflüsse zu minimieren. Methoden wiederum bauen auf gewisse Voraussetzungen auf. Daher mag die Methodewahl indirekt doch durch die konkreten erkenntnistheoretischen Annahmen einer wissenschaftstheoretischen Position (z. B. Entitätenrealismus) mitbestimmt sein.

Bezüglich eines *t*-Tests habe ich in dieser Arbeit diskutiert, dass dieser auch aus einer AR-Position heraus anwendbar ist. Anders als aus der klassisch realistischen Position wird jedoch kein zufälliger Messfehler angenommen. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass das *Pendeln* von Werten den Realisierungsraum für eine Konstellation anzeigt. Nichtsdestotrotz steht für viele etablierte psychologische quantitative Methoden noch die detaillierte Prüfung ihrer Voraussetzungen für eine Kompatibilitätseinschätzung bezüglich *Agential Realism* aus. Dies ist ebenfalls eine der zukünftigen Herausforderungen für ARqE, worauf ich weiter unten zurückkomme. Zuvor soll der angesprochene Unterschied zwischen klassischem Realismus und *Agential Realism* in der Herangehensweise an erkenntnistheoretische Probleme erneut kurz beleuchtet werden.

Experimentalpsychologie mit klassischem Realismus : Experimentalpsychologie mit Agential Realism

Einige quertheoretische Kritiken an Experimentalpsychologie mit klassischem Realismus – zum Beispiel die Erinnerung an Kontextabhängigkeit eines Phänomens – können von dieser verstanden und anerkannt werden. Im Umgang mit dieser Kritik zeigt sich jedoch eine grundlegend unterschiedliche Herangehensweise von klassischem Realismus und *Agential Realism*. Der AR inkorporiert die Einsicht, dass Kontext eine Rolle spielt, in die Idee vom Erkenntnisgewinn. Die klassisch realistisch arbeitende Experimentalpsychologie geht dagegen davon aus, dass Kontexteinflüsse prinzipiell quantifizier- und berücksichtigbar sind und geht entsprechend weiterhin davon aus, einen *wahren* Effekt finden zu können (vgl. Kapitel 3). Ich möchte dies an der Diskussion von zwei Artikeln von Klaus Fiedler verdeutlichen – die nebenbei bemerkt sogar weiter als gewöhnlich in Richtung einer *agential realist* Perspektive gehen.

Fiedler (2011) greift in seinem Artikel “Voodoo Correlations are Everywhere – Not Only in Neuroscience” eine Feststellung von Vul, Harris, Winkielman und Pashler (2009) auf, die ein Vorgehen in den Neurowissenschaften kritisieren, um deren grundsätzliche Kritik auch für psychologische Forschung zu diskutieren. Inhaltlich geht es darum, dass durch gewisse

Entscheidungen im Studiendesign Korrelationen vergrößert werden können. Fiedler (2011) kann das von Vul et al. (2009) kritisierte Vorgehen in die Psychologie übertragen und zudem zahlreiche weitere Beispiele nennen, in denen Entscheidungen der Forschenden das Ergebnis mitbestimmen: “[I]ndependence can be lost in many other arbitrary sampling decisions in the research process, such as the selection and publication of research questions and the operationalization of variables, tasks, stimuli, and instructions.” (Fiedler, 2011, S. 164) Er diskutiert Einflüsse in Form von: “biases from the study design”, “biases from selecting variables and measures”, “biases from the analyses” und “biases from selective correction, publication, and funding of research”. Nach Vorlegen zahlreicher Einflussfaktoren gilt sein Interesse dann folgender Frage: “What remedies or countermeasures may avoid or reduce those biases?” (S. 168) Seine Reaktion auf die Einsicht, dass eine Vielzahl von Entscheidungen im Forschungsprozess das Ergebnis mitbestimmen, besteht also in dem Versuch, solche *Verzerrungen* (*biases*) zu vermeiden oder wenigstens zu reduzieren. Damit wird weiter das Ideal von “unbiased methodologies” (Fiedler, 2011, S. 169) verfolgt.

In seinem Artikel “From intrapsychic to ecological theories in social psychology: Outlines of a functional theory approach” kann Fiedler (2014) ebenfalls zahlreiche empirische Beispiele dafür anführen, dass der weitere Kontext auf die Ergebnisse wirkt. Er differenziert diesbezüglich zwischen *intrapsychic processes* und *extrapsychic conditions*. Seine Diagnose ist (wie auch meine eigene, vgl. Kapitel 3), dass letztere in psychologischer Forschung kaum beachtet werden: “There is little interest in such extrapsychic conditions (...) Social psychologists exhibit little interest in such genuinely social conditions (...) They not even seem to propagate a conceptual framework that gives meaning to environmental variables.” (Fiedler, 2014, S. 666) Er plädiert dafür, diese extrapsychischen Bedingungen in Form eines *environmental approach* in Zukunft besser zu beachten, und ist mit dieser Forderung nahe an Positionen des *Agential Realism* und der *Queer Theory*. Doch letztlich betrachtet er die Beachtung extrapsychischer Bedingungen als Strategie, um sogenannte *explanatorische Distanz* zu vergrößern (“How to increase explanatory distance”, S. 659):

[E]xplanatory concepts have to be sufficiently distant and detached from the phenomena they are to explain. Moreover, theoretical concepts have to appear ‘objective’ in the sense that they can be measured independently of the dependent measures meant to capture the phenomena to be explained. (Fiedler, 2014, S. 658)

Fiedler spricht sich also deshalb für die Beachtung von extrapsychischen Bedingungen als mitverantwortlich für das Ergebnis aus, um dadurch die Objektivität und die Distanz zwischen Explanans und Explanandum zu steigern. Dies hält er vor allem deshalb für erstrebenswert, weil er davon ausgeht, dass Objektivität und jene Distanz zentrale Bestandteile von wissenschaftlichem Fortschritt seien: “In other words, theoretical distance and objectivity are not just useful for the public image; they are key properties of scientific growth.” (Fiedler, 2014, S. 659)

Fiedler geht es also nicht nur um die Vermeidung von Zirkularität, sondern vor allem um eine sogenannte objektivierende Trennung der erklärenden theoretischen Konzepte von dem gemessenen Ergebnis. Dies widerspricht dem zentralen Verständnis des *Agential Realism*, dass die Messweise – also die *agencies of observation* – und damit auch die theoretischen Konzepte das gemessene Ergebnis mitbestimmen und ohne letzere auch gar keine Messung möglich wäre. Laut Barad setzen ja gerade erst die Konzepte, mit denen an eine Messung herangegangen wird, jene *agential cuts*, die die dann-bestimmten *relata* situativ aus ihren *relations* herauschneiden. So kann *aggressives Verhalten* nicht ohne Annahmen und Setzungen über das Konzept Aggression beschrieben werden. Gleiches gilt für eine Kausalrelation mit dem Resultat *aggressives Verhalten*, die nicht ohne Annahmen und Setzungen über auslösende Komponenten beschrieben werden kann.

Fiedlers Vorgehensweise zeigt ein gewisses Maß an Selbstanwendung der psychologisch wohl unumstrittenen Einsicht, dass sich Menschen unter verschiedenen Bedingungen mitunter verschieden verhalten und fühlen. Entsprechend plädiert er für Umwelt-Theorien, folgt dabei jedoch weiter dem Entitätenrealismus, dass menschliches Verhalten etwas ist, was – zumindest theoretisch – objektiv beschrieben werden könnte. Seiner Ansicht nach stehen

dieser Beschreibung lediglich epistemologische Probleme bzgl. Objektivität entgegen, weshalb es seiner Meinung nach sinnvoll wäre, sogenannte Verzerrungen aufzuspüren und zu reduzieren.

Hegarty und Bruckmüller (2013) gehen mit der Einsicht über non-neutrale Beschreibungen und Erklärungen anders um und liefern damit eine Anwendung für die Anerkennung von *relata* als *within-relations*. Sie beschreiben das Phänomen, dass ein Vergleich nicht formuliert werden kann, ohne das eine Vergleichsobjekt als Figur und das andere als Hintergrund zu positionieren (zumindest in den Sprachen des europäisch und US-amerikanisch geprägten Raumes). Im Beispiel „Männer haben mehr Einkommen als Frauen“ sind *Männer* die Figur von dem Hintergrund *Frauen*, während es bei „Frauen haben weniger Einkommen als Männer“ umgekehrt ist. Logisch wird in beiden Fällen dasselbe gesagt. Eine unterschiedliche Anordnung von *Figur* und *Hintergrund* hat jedoch Auswirkungen auf gemessenen Einschätzungen. Dies gilt für sinnlose Silben (wie „ZUM is near GAX“, vgl. Gleitman, Gleitman, Miller & Ostrin, 1996; zit. n. Hegarty & Bruckmüller, 2013) und für menschliche Gruppen: Der als Hintergrund positionierten Gruppe wird jeweils höherer Status und mehr Macht zugesprochen (vgl. Bruckmüller & Abele, 2010; zit. n. Hegarty & Bruckmüller, 2013). Dies ist für kulturelle Bereiche relevant, in denen sich eine bestimmte Gruppe als Hintergrund etabliert hat. So sind beispielsweise auf der Führungsetage der Wirtschaft *Männer* die Norm bzw. der Hintergrund und *Frauen* die (dann-erklärungsbedürftige) Figur. Vergleiche werden typischerweise so formuliert, dass sie diese Konfigurationen widerspiegeln: Im aktuellen Beispiel würden *Frauen* als Figur positioniert und artikuliert „wie Frauen sich von Männern unterscheiden“. Dadurch werden Status- und Machtunterschiede als größer und legitimer erachtet und vermehrt statusbezogene Geschlechterstereotype zugeschrieben, als wenn der Vergleich umgekehrt formuliert wird („wie Männer sich von Frauen unterscheiden“; Hegarty & Bruckmüller, 2013).

In der Beschreibung dieser empirischen Ergebnisse vollziehen Hegarty und Bruckmüller mehrere ARqE-Schritte. Zum einen lokalisieren sie die Ursachen für gefundene Asymmetrien nicht allein in der kognitiven Mechanik der Handelnden, sondern erachten diese als „resulting from history, communication

pragmatics, learning and knowledge activation” (Hegarty & Bruckmüller, 2013, S. 177). Damit wenden Sie schon die von Fiedler geforderte Beachtung der extrapsychischen Bedingungen an.

Darüber hinaus wenden sie das Foucault'sche Machtverständnis von Disziplinarmacht an. Demnach übt nicht eine mächtige Person sichtbar Macht über statusniedrigere Personen (*Disziplinierte*) aus. Vielmehr werden die Disziplinierten sichtbar gemacht, wodurch es für Institutionen leichter wird, mit diesen Individuen in einer Weise umzugehen, die objektiv, rational und fair erscheint, obwohl sie einem Standpunkt angehört. Hegarty und Bruckmüller (2013) lesen die Auswirkungen von asymmetrischen Beschreibungen und Erklärungen von Gruppenunterschieden als Realisierung von Disziplinarmacht, weil die als Figur exponierte Gruppe durch die Sichtbarmachung diszipliniert wird und Auswirkungen erfährt. Wichtig ist, dass dies nicht nur in ihrem Experiment geschieht, sondern auch dann, wenn sogenannte Laien einen Vergleich formulieren und erst recht wenn sich in einer Kultur in bestimmten Bereichen eine bestimmte Konstellation (wie *Männer als Norm*) etabliert hat. Die Autor_inn_en beschreiben außerdem die asymmetrischen Formulierungen (inklusive Auswirkungen) von Forschenden und betreiben damit die vom AR geforderte Selbstanwendung, Einflüsse nicht nur bei ihren Studienpartner_innen zu erkennen, sondern bei allen Handelnden/Sprechenden. Ihr Beispiel führt außerdem vor, dass es wie im Foucault'schen Verständnis kein *Außerhalb von Machtrelationen* gibt. Es ist unmöglich, eine vergleichende Aussage *neutral* oder symmetrisch zu treffen. Selbst wenn beide Formulierungen genannt würden, würde eine zuerst genannt, was wieder asymmetrische Auswirkungen hat. Es macht also keinen Sinn zu versuchen, die Asymmetrie nicht zu begehen. Vielmehr müsste man aktiv anders damit umgehen, wenn man die Auswirkungen problematisch findet. Die Arbeit von Hegarty & Bruckmüller (2013) legt zum Beispiel nahe, solche Formulierungen u. U. bewusst *untypisch* zu formulieren, wenn man beispielsweise der Etablierung einer Gruppe als Norm entgegenwirken möchte. Die Autor_inn_en fordern mehr Arbeit zu diesen Einsichten, unerwünschte Auswirkungen beeinflussen zu können, doch nennen sie die Asymmetrien absichtlich nicht Verzerrungen (*biases*), weil dies implizieren würde, dass sie eine unverzerrte Formulierung kennen würden. Sie streben also nicht an, sogenannte

Verzerrungen zu vermeiden sondern mit situativ unvermeidlichen Asymmetrien möglichst konstruktiv umzugehen.

Ich stelle diese Arbeit vor allem aufgrund ihres insgesamten Blicks auf Situationseinflüsse als gutes Beispiel vor. Ich möchte dennoch bezüglich der empirischen Durchführung etwas äußern, was einen anderen Punkt des *Agential Realism* betrifft. In Kapitel 5 habe ich herausgestellt, dass wir bei psychologischen Messungen zunächst herausarbeiten müssen, ob wir darin das Ergebnis nicht ausschließlich für das experimentelle Setting herstellen. So kann ich auch für die von Hegarty und Bruckmüller (2013) beschriebenen Studiendesigns fragen, ob die Einschätzungen als *statushöher* oder *legitimer* nicht erst durch die experimentelle Nachfrage danach hergestellt werden. Selbst wenn dem so wäre, hält ihre Argumentation meines Erachtens insgesamt trotzdem stand. Sozial relevant wird eine Auswirkung wie *es legitim zu finden, dass Frauen weniger Geld verdienen als Männer* dann, wenn darüber nachgedacht wird – egal durch wen oder was die Einschätzung evoziert wird. Es könnte also sein, dass die Legitimationseinschätzung erst entsteht, wenn irgendwas oder irgendwer danach fragt (d. h. die Konfigurationen dafür bestehen), und erst dann die Auswirkung geschieht – doch nur dann ist sie auch sozial relevant. Wenn sie nicht entsteht, wenn keine_r danach fragt, dann ist es auch irrelevant, weil niemand darüber nachdenkt. Dies kann analog zu folgendem Beispiel gesehen werden: Wenn wir nach dem Mond navigieren wollen, wäre es egal, wenn der Mond erst „entstehen würde, wenn wir hinsehen“ (vgl. Einsteins polemische Frage), denn sobald wir navigieren wollen, sehen wir hin und der Mond ist da.

Nach der Betrachtung der Verhältnisse von *Agential Realism* zu *Queer Theory*, der wissenschaftstheoretischen Position zur Methodenwahl und der Experimentalpsychologie mit klassischem Realismus zur Experimentalpsychologie mit *Agential Realism*, möchte ich nun auf die weitere Entwicklung einer ARqE blicken. Die Arbeit von Hegarty und Bruckmüller (2013) als Positivbeispiel für eine *agential realist* Herangehensweise anzuerkennen, kann zu der Frage führen, ob es also schon AR-Experimentalpsychologie gibt, die nur nicht dieses Label trägt. Ich spreche nun einige potentielle AR-Beispiele in Experimen-

talpsychologie an; danach folgt eine Zusammenfassung meines Entwurfes der ARqE.

Die Tragweite der Kontextabhängigkeit eines jeden Phänomens wurde beispielsweise auch schon im Bereich der quantitativen *social cognition*-Forschung diskutiert. In Kapitel 3.2.5, unter den Einschätzungen der Queerness der Experimentalpsychologie, wie auch in Kapitel 4.2.2, beim Entwurf der ARqE, habe ich die Ansätze der *Situated Cognition* kurz angesprochen, weil jene der queertheoretischen wie *agential realist* Forderung nachzukommen scheinen, den Kontext mit zum Phänomen zu denken. Nun will ich nach der ausführlichen Besprechung einer ARqE-Konzeption noch einmal einen Blick darauf werfen. Prinzipiell wird bei diesen Arbeiten auf Andy Clark referenziert, der 1997 mit “Being there: Putting brain, body and world together again” eine Art Grundlage für die *Situated Cognition* geliefert zu haben scheint. Legt die Verständnisweise der *Situated Cognition* ein geeignetes Vorgehen für die ARqE nahe? Meine Antwort ist: Sie könnte, aber meistens geht sie nicht weit genug.

Eine neben der von Clark potentiell ebenfalls aufzunehmende Grundlagenarbeit für die *Situated Cognition* liefert die Philosophin Miriam Solomon (2007) mit ihrem Text “Situating Cognition” im *Handbook of the Philosophy of Science. Philosophy of Psychology and Cognitive Science* (Ed.: Paul Thagard). Sie referenziert auf zahlreiche frühere Einsichten (z. B. von Suchman über Clark und Haraway bis Latour und Hacking, vgl. Solomon, 2007, S. 413) um zu konstatieren, dass “[R]epresentations of the world, learning, memory, planning, action and linguistic meaning are embedded in the environment, tools, social arrangements and configurations of the human body” (Solomon, 2007, S. 413). Außerdem hält sie fest: “[I]deologies that inform scientific creativity and scientific decision-making derive, in large part, from social variables including family psychodynamics, political orientation and societal position” (S. 413). Und weiter: “[S]cientists have situated knowledge practices that are constituted around local experimental successes and are dependent on particular tools, domains, historical contexts and forms of social organization” (413). Sie schließt ihren Artikel mit der Position: “[T]he most that scientists find is local regularities. I am arguing for a similar position in epistemology.” (S. 426)

In Gänze scheint ihre Perspektive nicht von der Experimentalpsychologie aufgenommen worden zu sein, obwohl gleichzeitig die Kontextabhängigkeit für psychologische Forschung diskutiert wurde. Smith und Semin (2007) konstatieren in ihrem Text "Situated Social Cognition": "More progress might be made with a theoretical approach that makes interdependence and mutual constraint between person and context a central focus rather than a mere distraction from the inner representations" (S. 134). Allerdings erhält ihr Plädoyer – anders als das von Solomon – den Eindruck, dass es nur ein Phänomen bei Studienpartner_innen sei und keines, über das auch Forschende während ihres Erkenntnisprozesses nachdenken müssten (vgl. oben S. 115). Trotz Äußerungen wie "contexts pervasively influence social thought and action" (S. 135) und "[c]ommunication fundamentally shapes and even constitutes cognition, making cognition truly social" (S. 134), sowie der Einsicht, dass auch in Gegenstände, die wir verwenden, Wissen eingelassen ist (S. 134), wird an diesen Stellen nie auf "scientific thought and action" verwiesen oder festgestellt, dass "science truly social" ist bzw. auch unsere wissenschaftlichen Messapparate Gegenstände sind, in die Wissen eingelassen ist. Obwohl Smith und Semin (2007) eine Arbeit von Norenzayan und Schwarz (1999) zitieren, die die Bedeutung der oben genannten Punkte auf die Ebene der Einflüsse in Forschungsanstrangungen heben, gehen Smith und Semin insgesamt nicht soweit wie beispielsweise Gergen (2011), der die Verbundenheit von allem zum grundlegenden Ausgangspunkt nimmt.

Dies scheint sich im Feld durchzuziehen. Auch Yeh und Barsalou (2006) sprechen sich in "The Situated Nature of Concepts" dafür aus, alles unter Berücksichtigung des Kontextes zu betrachten: "The purpose of this review is to motivate the inclusion of background situations in future theories and in the research that accompanies them." (S. 359). Doch obwohl sie Situationseffekte als fundamental für Kognition erachten und als "present continuously during everyday activity" (S. 373), scheinen sie das nur auf Studienpartner_innen zu beziehen – die Bedeutung für Forschungsprozesse und deren Situiertheit wird mit keinem Wort diskutiert. Selbiges gilt auch für neuere Artikel, beispielsweise von Barsalou (2016) über "Situated Conceptualizations".

Ähnlich verläuft es in einer Spezialausgabe des Journals *Social Cognition* mit dem Heft-Titel “Situated Social Cognition” (*Social Cognition*, 2013, Vol. 31, No. 2). Die Wichtigkeit, situationale Einflüsse einzuberechnen, wird mit zunehmender *Evidenz* begründet, dass auch ein größerer Kontext (statt beispielsweise nur die Stimulusgestalt) Ergebnisse beeinflusst. Das Ziel sind “findings that bear a broader ecological validity” (Jonas & Cesario, 2013, S. 123), doch es wird nicht diskutiert, dass auch Forschende unter situationalen Einflüssen stehen. Am ehesten sind es wieder Schwarz und Kolleg_inn_en (Uskul, Oyserman, Schwarz, Lee & Xu, 2013), die dieses Phänomen auch auf den Forschungsprozess beziehen. Sie konnten vorführen, dass neben der kulturellen Mentalität der antwortenden Personen auch die formalen Eigenschaften des Fragebogens (wie in meinem Kapitel 5) das Ergebnis mitbestimmen können. Es ist abzuwarten, inwieweit sich die Einsichten von Schwarz und Kolleg_inn_en durchsetzen, dass die Situiertheit auch für Forschungsergebnisse gilt.

Anschließend wäre relevant, wie dieser Einsicht begegnet würde. Bisher baut die Experimentalpsychologie diese Einsicht nicht grundlegend in ihre Forschungslogik ein. Vielmehr gelten ihre Bestrebungen weiterhin dem Versuch, *Verzerrungen* (von einer Wahrheit) zu verringern. So wirbt Brewer (2012) im Text zur “Theory Ladenness” angesichts dieser *biases* zu “reduce”, “override incorrect” und “even out” (S. 328-329). Näher an Perspektiven der ARqE wäre der Ansatz der *Situated Cognition*, wenn er die Situiertheit auch auf den Forschungsprozess bezöge und dann nicht die Nivellierung dieser Situiertheit anstreben würde, sondern einen konstruktiven Umgang damit.

Ein anderes, womöglich vielversprechendes Feld für eine AR-Experimentalpsychologie ist die *Quantum Cognition*-Forschung, die ich schon in Kapitel 4.2.3 bei der Entwicklung der ARqE erwähnt habe. Unter diesem Label gibt es eine wachsende Zahl von Forschungsarbeiten, Konferenzen und Kooperationen von verschiedenen Wissenschaftler_innen, die den Formalismus der Quantentheorie auf den Bereich der Kognition anwenden. Manche tun dies, wie in Kapitel 4.2.3 schon erwähnt, weil sie eine bessere Vorhersagekraft der quantentheoretischen Wahrscheinlichkeitsmodelle sehen, und andere, weil sie davon ausgehen, dass quantenmechanische Phänomene beim Funktionieren des Gehirns

eine Rolle spielen.⁸¹ Die Forschenden scheinen sich dahingehend einig zu sein, dass die quantentheoretischen Formalismen sich für die Beschreibung von kognitiven Phänomenen, wie Entscheidungsfindung, Erinnerung oder Sprache, besser eignen als beispielsweise die Zugrundelegung Bool'scher Algebra: "The main argument for applying the formal apparatus of quantum theory to the domain of cognition has to do with the flexibility, instability, and context-dependency of natural concepts that manifest themselves as fleeting contents of conscious experience." (Quantum Cognition Network, 2016) Möglicherweise kann die Methodenanwendung der *Quantum Cogniton*-Forschung ein fruchtbares Gebiet für die ARqE und ihre eigene Methodenauseinandersetzung bieten (vgl. auch Kapitel 4.2.3). In solchen Potentialen zeigt sich der Bedarf differenzierter Auseinandersetzungen mit methodologischen Voraussetzungen, Einschränkungen und Möglichkeiten für ARqE. Abschließend möchte ich noch erwähnen, dass in der *Theoretischen Psychologie* (vgl. *International Society for Theoretical Psychology* (ISTP) und das Journal *Theory & Psychology*) qua Interessensfokus immer wieder epistemologische und ontologische Grundlagen diskutiert werden (mitunter auch mit zu Barad vergleichbaren Teilperspektiven). Bisher scheinen diese Auseinandersetzungen jedoch keine grundlegende Änderung von Positionen in der Experimentalpsychologie bewirkt zu haben.

Für eine kurze Zusammenfassung der ARqE möchte ich festhalten, dass ich Herstellung der disziplinären Abgrenzung zwischen Psychologie und anderen Fächern wiederholt habe, während diese Grenze in Zukunft auch dekonstruiert werden könnte. Aktuell erachte ich diese Trennung als durch zahlreiche Konfigurationen (vgl. Kapitel 3) realisiert. Diese Konfigurationen stellen gleichermaßen Fachkonferenzen, Fachverbände, Fachzeitschriften etc. her. Deshalb erachte ich das vorläufige Wiederholen für sinnvoll. Außerdem erscheint mir ein Queeren der Disziplin günstiger aus der Disziplin heraus⁸², indem (wir) Experi-

⁸¹ Zwar werden die beiden Felder bei Wikipedia deutlich voneinander unterschieden, doch auf der Homepage des *Networks Quantum Cognition* finden sich sowohl die Verlinkung zu den Hypothesen des *Quantum Minds* wie auch die Vermischung der Forschenden mit unterschiedlichen Gründen für die Anwendung. Daher scheint mir die Trennung an dieser Stelle nicht so gravierend.

⁸² so wie Heinz-Jürgen Voß als Biolog in die biologischen Konzeptionen anders wirkungsvoll dekonstruieren kann, als beispielsweise ich das könnte.

mentalpsycholog_innen zunächst selbst (unsere) Konzeptionen von Objektivität, von Test-Ergebnissen, von Interpretationen, von Frageweisen etc. queeren. Doch aus *Agential Realist Queer(ing)*-Perspektive kann auch erstrebenswert sein, die disziplinären Grenzen überhaupt zu dekonstruieren, wonach dann eine Bezeichnung als Psychologie abzulegen wäre. Dann wäre für die Zukunft womöglich eine *Agential Realist Queer(ing) Science* angestrebt, wobei ich in dieser Arbeit auf (situativ) praktikable Differenzierungsmöglichkeiten innerhalb einer solchen (z. B. welches *Fach* man dann studieren würde) nicht weiter eingehen werde.

Was kann diese von mir skizzierte ARqE Forschenden bieten? Experimentalpsycholog_inn_en, die (weiter) nach Nähe zur Wahrheit streben, könnte interessieren, wenn ARqE-Vorgehen genauere Vorhersagen liefert. Dies müsste sich in Zukunft zeigen. Jene Experimentalpsycholog_inn_en, die einerseits davon fasziniert sind, dass menschliches Verhalten manchmal vorhergesagt werden kann, und andererseits Menschen nicht normieren wollen, wird interessieren, dass ARqE *relata-in-relations* sieht. Sie werden womöglich damit arbeiten, dass Wissenschaft situativ „funktioniert“⁸³, aber dies nicht bedeutet, menschenunabhängige Fakten über die Natur zu entdecken. Queertheoretiker_innen kann interessieren, dass Experimente nützlich sein können und nicht zwingend normierend sind; dass es vielmehr darauf ankommt, *wie* Experimente gemacht und welche Schlüsse aus ihren Ergebnissen gezogen werden. Dass Wissenschaft funktioniert, können wir – so meine Hoffnung – auch situiert und queertheoretisch positiv benutzen. *Agential Realist_innen* halten es vermutlich für selbstverständlich, dass ihre Perspektiven auch für die Psychologie und ihre Phänomene wichtig sind. Für sie ist möglicherweise interessant zu sehen, wie sich diese Bedeutung für die Psychologie übersetzen lassen könnte. Letzteres habe ich mit der Entwicklung von ARqE in dieser Arbeit darzustellen versucht.

Eventuell ist es diese Unterschiedlichkeit der Perspektiven darauf, was interessiert, bzw. auch, was als Neuerung oder Markantes einer Position verstanden wird, die dazu führt, jeweils verschiedene Aspekte zu betonen. Für den Blick auf eine Experimentalpsychologie, die zum Großteil davon ausgeht, dass Materie

⁸³ Vgl. Zitat von Barad (1996, S. 162) und meine Einleitung S. 8

Phänomene determiniert, scheint mir die Betonung der Mitwirkungsmacht der Forschenden wichtig. Deshalb habe ich dies in der vorliegenden Arbeit mehr in den Vordergrund gestellt als die Grenzen, die durch materielle Konfigurationen situativ wirken können. Für andere Perspektiven kann der entscheidende Beitrag des *Agential Realism* sein, dass auch Materie eine (wenn auch nicht im menschlichen Sinne) Mitwirkungsmacht haben soll. Für meine Argumentation ist die *agential realist*-Perspektive auf materiell-diskursive Konfigurationen der fruchtbare Punkt – welche entsprechend des Konzeptes der Intra-aktion nicht als Additionen zweier Bereiche verstanden werden, sondern als untrennbar verschränkte –, um über die Mitwirkung von Forschenden bei sogenannten naturwissenschaftlichen Experimenten zu sprechen.

Gegenüber klassischen Forschungsfragen nach Beschaffenheiten ist es eine Neuerung der ARqE zu fragen, welche Realisierungsmöglichkeiten es noch gibt. Wenn es mehrere Gestalten eines Phänomens gibt, können situativ Entscheidungen nötig sein, welche Gestalt zu bevorzugen ist. Im Falle von Licht scheint es für die verschiedenen *Gestalten* von Licht (Teilchen, Welle) verschiedene *Nutznießler* zu geben. Das Chlorophyll in Pflanzen scheint die Teilchen zu *verwenden*, während ein Fensterkristall, der kleine Regenbögen in ein Zimmer wirft, die Wellen *verwendet*. Eine Kultur, die sich auf Distinktion verlässt, kann die Stereotypisierungsfähigkeit von Menschen *verwenden*. Eine Kultur, die sich auf *Communion*⁸⁴ verlässt, würde vielleicht andere menschliche Fähigkeiten *verwenden*. Zu sagen, der Mensch stereotypisiere unweigerlich, ist entsprechend etwas anderes, als zu sagen, der Mensch hat die Fähigkeit zu stereotypisieren. Solche Entscheidungen werden zweifelsohne immer wieder getroffen. Als problematisch erachte ich jedoch, wenn diese nicht als Entscheidungen wahrgenommen und benannt, sondern die resultierenden Ergebnisse als neutrale Fakten erachtet werden. Thomas Teo (2008, 2010) diskutiert in diesem Zusammenhang besonders die Fälle, in denen bei der Interpretation von Daten bestimmte Gruppen als unterlegen dargestellt werden. Dies ist nicht per se Ergebnis der Daten, sondern resultiert aus Entscheidungen von Forschenden, weshalb Teo es (in Erweiterung des Konzeptes epistemischer Gewalt) *epistemological violence*

⁸⁴ i.S.v. Gemeinschaft, Verbundenheit, Teilhabe

(Teo, 2008) nennt. Es könnte interessant sein, sich damit zu befassen, welche Kriterien für solche Entscheidungsfindungen bereits herangezogen werden. Gerade für eine ARqE, die ihren Forschenden (Mit-)Verantwortung für die Gestalten ihrer Ergebnisse zuschreibt, ist es zudem besonder wichtig, zukünftig Kriterien für diese Entscheidungen zu entwickeln.

Da in solche Kriterien auch einfließt, wie wir leben wollen, müssen solche Aushandlungsprozesse nicht nur innerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin, sondern gesamtgesellschaftlich geführt werden. Von Vorschlägen für einen solchen Prozess sehe ich in dieser Arbeit ab, da dies hochkomplexe Aushandlungsprozesse von verschiedenen Werten erfordert. Man stelle sich nur die noch vergleichsweise simple Konstellation vor, dass einige Menschen wollen, dass sogenannte Männer und sogenannte Frauen differenziert werden und andere wollen dies nicht. Wir können allein durch Konfiguration unserer Messapparate Verschiedenheit oder Gleichheit herstellen – welche Gestalt ist erstrebenswerter? Queertheoretische Analysen können für einige solcher Fragen bereits Antworten liefern und Werte wie Begründungen für weitere Entscheidungsfindungen bereitstellen, doch nicht immer. Vor dem Angang dieser Herausforderungen ist es jedoch wichtig, dass die Macht von Forschenden wahrgenommen wird und nicht weiter unproblematisiert epistemologische Gewalt ausgeübt werden kann.

Wenn die leitende Frage für Forschung ist, wie wir leben wollen, und wenn Möglichkeiten statt Gegebenheiten gesucht werden, dann müssen auch (neue) Kriterien entwickelt werden, wie die Interessantheit einer Forschungsfrage beurteilt wird. Bisher gilt als einzige Rechtfertigung, sich einer Forschungsfrage zu widmen, dass man bisher zu wenig über das Thema weiß (wobei immer einseitiges Wissen für nur manche Bevölkerungsgruppen produziert wurde). Wenn nun aber die Welt nicht etwas wie einem Uhrwerk entspricht, dessen Mechanik wir entdecken können, sondern vielmehr verschiedenste Möglichkeitsräume bereithält (je nachdem welche Konfiguration *wir-in-relations* situativ realisieren), kann die Suche dann weiterhin – wie im Humboldt'schen Ideal vom zweckfreien Wissenserwerb – allen möglichen Realisierungsformen gelten?

Bislang habe ich mich darauf zurückgezogen, dass Forschungsfragen begründet werden müssen (vgl. Kapitel 5.2). Dies soll Reflektionen provozieren, warum man Forschungsfragen in einer bestimmten Art und Weise formuliert und nicht anders. Zweifelsohne ist auch dieser Frage, wie die Güte von Begründungen für Formulierungsweisen von Forschungsfragen aus ARqE-Perspektive beurteilt werden, noch nachzugehen. Ebenso habe ich in Kapitel 5 den Grad der Bewusstheit für eine bestimmte Problematik angesprochen, welcher häufig schwer zu beurteilen ist bzw. je nach Standpunkt auch sehr verschieden beurteilt wird. Wie schwer wiegt beispielsweise die queertheoretisch kritisch gesehene Reifikation von Geschlechterbinarität in welcher Konstellation und wie gut ist die Problematik analysiert? Für solche Fragen kann es keinen universalen Kriterienkatalog geben. Dennoch halte ich Diskussionen über die Abwägung von Forschungsanstrengungen, die unsere Welt mitgestalten (statt sie nur abzubilden), für unausweichlich.

Die Problematik der gesellschaftlichen Verantwortung von Wissenschaft trennt die klassisch betriebene Psychologie von kritisch, feministisch und queertheoretisch informierten Wissenschaften. Für die feministisch und queertheoretisch fundierten Gender Studies erachte ich den Eingangs von Steffens und Ebert (2010) festgestellten Graben gegenüber „dem internationalen Establishment in der heutigen akademischen Psychologie“ (vgl. Steffens & Ebert, 2010, S. 194) wie diese als sehr groß. Sie schreiben: „Es ist jedoch zu beachten, dass eine gemeinsame Basis noch zu schaffen ist: Welche Methoden gelten als anerkannt, um Erkenntnisfortschritte zu erzielen? Welche Konzepte werden wie verwendet und haben welche Implikationen? (...) Auf welcher Abstraktionsebene forschen wir?“ (Steffens & Ebert, 2014, S. 203, siehe auch oben S. 2).

Für eine Disziplin, die wie die Experimentalpsychologie quantitativ vorgehen will, halte ich den *Agential Realism* für eine „gemeinsame Basis“ zur Überwindung dieses Grabens (vgl. Steffens & Ebert, 2014, S. 203). So bietet die ARqE schon zahlreiche Weiterentwicklungen und Lösungen an. In der ARqE ist gefordert, dass jede Forschungsanstrengung selbst explizieren und begründen muss, auf welcher Abstraktionsebene sie forscht. Ebenso muss die (und sei es temporäre und lokale) Festlegung von Konzepten expliziert und begründet wer-

den. Die Implikationen dieser Festlegungen sind dann wiederum selbst kontextabhängig. Die Antwort der ARqE auf die Frage nach der Anerkennung von Methoden – unabhängig davon, dass sich *Anerkennung* auch erst in Zukunft zeigen wird – lässt sich aufspalten in Anerkennung von „(1) Methoden zur Datenerhebung, (2) Methoden zur Datenauswertung, (3) Methoden zur Hypothesenbildung und (4) Methoden zum Hypothesentest.“ (vgl. Lauth & Sareiter, 2005, S. 15) Hier ist zweifelsohne noch (Entwicklungs- und Umgestaltungs-)Arbeit zu leisten. Die Güte einer eingesetzten Methode zeigt sich gemäß ARqE nicht mehr in Reliabilität, Validität und Objektivität im klassischen Sinne. Vielmehr müssen die Methoden eine vorher spezifizierte Funktion erfüllen (und Forschende Barads Konzeption von Objektivität umsetzen). Wenn wir weiterhin davon ausgehen, dass Methoden mitkreieren, dann müssen auch die in dieser Arbeit entwickelten Gütekriterien eingelöst werden (und sei es graduell):

- Es wird Bewusstheit für die und reflektierter Umgang mit den Relationen von Relata gefordert.
- Es ist möglichst eindeutig verstehbar über alle mitwirkenden Intraaktionen (auch Einstellungen und Überzeugungen der Forschenden) zu kommunizieren.
- Kausalrelationen werden nur in ihrer Bedingungsabhängigkeit beschrieben.
- Vorannahmen und Perspektiven von Forschenden sind zu nennen; der Diskurs, in dem eine Beschreibung geschieht, ist zu explizieren.
- Forschende müssen selbstreflexiv und begründet mit ihrer Forschung und deren Wirkungen umgehen (nicht in direkt politischem Sinn, sondern dahingehend, welche Gestalt sie mitgestalten).

Eine versierte Weiterentwicklung oder passendere Formulierung dieser Kriterien sowie die Neuentwicklung weiterer Kriterien für eine *gute* ARqE halte ich für äußerst wünschenswert. Diese Arbeit hatte zum Ziel, den Anfang der Synthese einer queer(end)en Experimentalpsychologie zu machen. Mit dieser Arbeit erhebe ich den Anspruch, konkrete Anwendungsmöglichkeiten der meta-theoretischen Positionen zu liefern, auch wenn direkte Forschungsarbeiten bisher

von anderen Kolleg_inn_en geliefert wurden. Konkrete Erinnerungen für zukünftige Forschungsanstrengungen sind:

- Keine Feststellung über Phänomene und keine Begründung von Forschungsfragen kann lauten, dass etwas *so sei* und lediglich sogenannte Fakten der Welt entdeckt werden sollen – dies kann lediglich über lokal und temporär eingeschränkte, situative Zusammenhänge gesagt werden, die dennoch einen Realisierungsraum, und nicht nur eine einzelne Realisierungsmöglichkeit bieten.
- Wir erforschen die relations der relata-within-relations.
- Wir forschen nicht nach Erklärungen auf der Ebene von stabilen Eigenschaften von Entitäten, sondern auf der Ebene von spezifischen Konfigurationen eines Phänomens.
- Als Forschende erkennen wir an, dass *Abweichung* ein relationaler Begriff dazu ist, was wir vorher als *Norm* definiert haben; von einem anderen Standpunkt aus wäre beides möglicherweise vertauscht. Wir können mit Achsenkreuzen arbeiten, solange explizit ist, dass diese nicht in einer *Natur der Sache* liegen, sondern durch Konfigurationen hergestellt sind.
- Wir erkunden den Möglichkeitsraum.
- Wir erkennen einen Realisierungsraum, statt ein Resultat plus zufälligen Fehler.
- Entsprechend Augoustinos und Kolleg_inn_en wiederholen wir nicht den früheren Fehler: “[We do not] exempt [ourselves] and [our] theories from the constructivist principles [we] apply to the subjects of [our] research and theorizing.” (vgl. Augoustinos et al., 2014, S. 20)
- Nach einer empirischen Realisierungserprobung (z. B. „Menschen stereotypisieren“) erachten wir dies als menschliche Möglichkeit und nicht als Unweigerlichkeit (z. B. kann dann eine Folgefrage lauten: „Wann stereotypisieren Menschen nicht?“)

Analogien wie Zahnräder im Kopf (vgl. u. a. Titelbild von Kashima et al., 2008, siehe auch Kap. 3.1.3) verbieten sich entsprechend. Passender wäre ein Bild wie das der Hände MC Eschers, die sich gegenseitig zeichnen. Die *Agential*

Realist Queer(ing) Psychology geht von der gleichzeitigen Existenz von *Bedingungen und Agency* aus.

Judith Butler sagt über ihr Buch “Notes toward a performative theory of assembly”: “The thesis of this book is that none of us acts without the conditions to act, even though sometimes we must act to install and preserve those very conditions.” (Butler, 2015, S. 16) Was in diesem Satz paradox klingen mag, spricht Butler im direkt folgenden Satz an – es ist nur in einer klassisch realistischen, deterministischen Perspektive scheinbar paradox. Der Satz exemplifiziert die Perspektive der gleichzeitigen Anerkennung von *Bedingungen und Agency*. Darin ist Butlers Einsicht meines Erachtens deckungsgleich mit Barads und entgegen der Annahme, dass stabile Entitäten nach Logik von Newton’scher Mechanik ein Uhrwerk bilden. Psychologische Forschung kann die Logik Newton’scher Mechanik verlassen und das *Agential Realist* queer(end)e In-Beziehung-Setzen einnehmen; queer(end)e Experimentalpsychologie ist dann kein Widerspruch. Die *relata* als *in-relations* zu sehen, zwingt uns Forschende dazu, nicht nach individuellen Essenzen zu suchen, sondern die jeweilige Relationalität⁸⁵ zu finden. Die Existenz von *agential cuts* bestätigt auch, dass wir situative Grenzen finden und nicht alles beliebig hergestellt werden kann. Gleichzeitig bedeuten *agential cuts* auch *agency*, (Mit-) Wirkungsmacht, und dass wir Neugestaltungen *mitbewirken* können – *in relations*. Forschung kann helfen, Möglichkeits- und Realisierungsräume anstelle einschränkender irrelationaler Eigenschaftsaussagen zu entdecken. Damit ist Forschung ein Werkzeug, um die Frage zu explorieren „Wie geht es außerdem?“ So wie auch queere Menschen, ohne andere einzuschränken, immer wieder die Möglichkeiten des Lebens ausprobier(t)en und durch das Lossagen von essentialisierenden Festschreibungen – wie angeblich dies *sei* und jenes *nur so* funktioniere – neue Realisierungen von Leben entdeck(t)en, welche weniger Einschränkungen und *cuts*, sondern mehr Freiheiten mitbringen, sowie Weiter-

⁸⁵ Es wird kein Zufall sein, dass „etwas zu relativieren“ im Deutschen die negative Konnotation trägt, etwas abzuschwächen oder einzuschränken (vgl. u. a. Wiktionary (2016): „die Bedeutung von etwas abschwächen, indem man es zu einer anderen Sache in Beziehung setzt“ und Dudenredaktion (2016): „zu etwas anderem in Beziehung setzen und dadurch in seinem Wert o. Ä. einschränken“).

entwicklung anstoßen. Entscheidend ist also die Frage: Welche Welt ist noch möglich? Verbunden mit der Frage: Welche Welt wollen wir?

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Literatur

- Allport, G.W. (1954). *The nature of prejudice*. Reading, MA: Addison-Wesley.
- American Psychological Association. (2008). *Answers to your questions: For a better understanding of sexual orientation and homosexuality*. Washington, DC: Author. <http://apa.org/topics/orientation.pdf> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- American Psychological Association, Task Force on Gender Identity and Gender Variance (2009). *Report of the Task Force on Gender Identity and Gender Variance*. Washington, DC: Author. <http://apa.org/pi/lgbt/transgender/2008TaskForceReport.html> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- American Psychological Association. (2010). *Publication Manual of the American Psychological Association* (6th ed.). Washington, DC: Author.
- Ansara, Y.G. (2012). Cisgenderism in medical settings: Challenging structural violence through collaborative partnerships. In I. Rivers & R. Ward (Eds.), *Out of the ordinary: LGBT lives* (pp. 102-122). Cambridge: Cambridge Scholars Publishing.
- Anzaldúa, G. (1998). To(o) queer the writer – loca, escritora y chicana. In C. Trujillo (Ed.), *Living chicana theory* (pp. 263-276). Berkeley: Third Woman Press.
- Anzaldúa, G. (2007). *Borderlands. La frontera. The new mestiza* (4th ed.). San Francisco: Aunt Lute Books.
- Aronson, E., Wilson, T.D. & Akert, R.M. (2004). *Sozialpsychologie* (4. Aufl.). München: Pearson Studium.
- Asendorpf, J.B. (2011). *Persönlichkeitspsychologie*. Heidelberg: Springer.
- Augoustinos, M., Walker, I. & Donaghue, N. (2014). *Social cognition: an integrated introduction*. Los Angeles: Sage.
- Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen e.V. & Deutsche Gesellschaft für Psychologie e.V. (2016). *Berufsethische Richtlinien*. <http://bdp-verband.org/bdp/verband/ethik.shtml> (letzter Abruf am 4.3.2017)

- Balzer Carr, B., Ben Hagai, E., & Zurbriggen, E. L. (2015). Queering Bem: Theoretical intersections between Sandra Bem's scholarship and queer theory. *Sex Roles*. doi:10.1007/s11199-015-0546-1
- Barad, K. (1996). Meeting the universe halfway: realism and social constructivism without contradiction. In L. Hankinson Nelson & J. Nelson (Eds.), *Feminism, science, and the philosophy of science* (pp. 161-194). Dordrecht, Holland: Kluwer Press.
- Barad, K. (2007). *Meeting the universe halfway. Quantum physics and the entanglement of matter and meaning*. Durham: Duke University Press.
- Barad, K. (2008). Queer causation and the ethics of mattering. In N. Giffney & M.J. Hird (Eds.), *Queering the non/human* (pp. 311-338). Aldershot: Ashgate Press.
- Barad, K. (2012). Nature's queer performativity. *Kvinder, Køn og forskning/ Women, Gender and Research, 1-2*, 25-53.
- Barad, K. (2015). Transmaterialities. *A Journal of Lesbian and Gay Studies, 21*, 2-3. doi:10.1215/10642684-2843239
- Bargh, J.A., Chen, M. & Burrows, L. (1996). Automaticity of social behavior: Direct effects of trait construct and stereotype activation on action. *Journal of Personality and Social Psychology, 71*(2), 230-244.
- Barsalou, L.W. (2016). Situated conceptualizations: Theory and applications. In Y. Coello & M. H. Fischer (Eds.), *Foundations of embodied cognition, Volume 1: Perceptual and emotional embodiment* (pp. 11-37). East Sussex: Psychology Press.
- Bem, S.L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 42*, 155-62.
- Bem, S.L. (1981). Gender schema theory: A cognitive account of sex typing. *Psychological Review, 88*(4), 354-364.
- Bem, S.L. & De Jong, H.L. (2013). *Theoretical issues in psychology: an introduction* (3rd ed.). Los Angeles: Sage.
- Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen e.V. (BDP) & Deutsche Gesellschaft für Psychologie e.V. (DGPs) (2016). *Berufsethische Richtlinien*. <http://bdp-verband.org/bdp/verband/ethik.shtml> (letzter Zugriff am 4.3.2017)

- Bless, H., Fiedler, K. & Strack, F. (2004). *Social cognition: How individuals construct social reality*. Philadelphia: Psychology Press.
- Bortz, J. & Döring, N. (2003). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. Heidelberg: Springer.
- Boström, K. K. (2016). *Die psychometrische Messung von Gender: Inwiefern sind nicht-binäre Geschlechtsidentitäten intelligibel?* (Unveröffentlichte Bachelorarbeit). Köln: Universität zu Köln.
- Bowleg, L. (2008). When black + lesbian + woman ≠ black lesbian woman: The methodological challenges of qualitative and quantitative intersectionality research. *Sex Roles*, 59, 312-325. doi:10.1007/s11199-008-9400-z
- Braun, V. (2000). Heterosexism in focus group research: Collusion and challenge. *Feminism Psychology*, 10, 133. doi:10.1177/0959353500010001015
- Brewer, W.F. (2012). The theory ladenness of the mental processes used in the scientific enterprise 1: Evidence from cognitive psychology and the history of science. In R.W. Proctor & E.J. Capaldi (Eds.), *Psychology of science: Implicit and explicit processes* (289-333). Oxford: Oxford University Press. doi:10.1093/acprof:oso/9780199753628.003.0013
- Browne, K. & Nash, C.J. (2010). *Queer methods and methodologies*. London: Routledge.
- Bruckmüller, S. (2013). Singled out as the effect to be explained: Implications for collective self-esteem. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 39, 237-249. doi:10.1177/0146167212471686
- Bruckmüller, S., Hegarty, P. & Abele, A.E. (2012). Framing gender differences: Linguistic normativity affects perceptions of power and gender stereotypes. *European Journal of Social Psychology*, 42, 210-218. doi:10.1002/ejsp.858
- Bruza, P., Busemeyer, J.R. Gabora, L. (2009). Introduction to the special issue on quantum cognition. *Journal of Mathematical Psychology*, 53, 303-305.

- Burman, E. (1990). Differing with deconstruction: A feminist critique. In I. Parker & J. Shotter (Eds.), *Deconstructing Social Psychology* (pp. 208-220). London: Routledge.
- Busemeyer, J. (2007). *Quantum probability tutorial*. Retrieved from pages.iu.edu/~jbusemey/
- Butler, J. (1997). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* (K. Würdemann, Übers.). Frankfurt/ Main: Suhrkamp. (Original erschienen 1993: Bodies That Matter)
- Butler, J. (2004). *Undoing Gender*. New York: Routledge.
- Butler, J. (2006). *Gender trouble. Feminism and the subversion of identity* (3rd ed.). New York: Routledge. (Original erschienen 1990: Gender Trouble. Feminism and the subversion of identity)
- Butler, J. (2011). *How discourse creates homosexuality*. <http://bigthink.com/judithbutler> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Butler, J. (2015). *Notes toward a performative theory of assembly*. Cambridge: Harvard University Press.
- Cadinu, M., Galdi, S. & Maass, A. (2013). Chameleonic social identities: Context induces shifts in homosexuals' self-stereotyping and self-categorization. *European Journal of Social Psychology*, 43, 471-481.
- Carter, D. (2004). *Stonewall. The riots that sparked the gay revolution*. New York: St. Martin's Press.
- Castoriadis, C. (1984). *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Castro Varela, M. do M. & Dhawan, N. (2005). *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Chalmers, A.F. (1989). *Wege der Wissenschaft. Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Berlin: Springer.
- Chebu, A. (2014). *Anleitung zum Schwarz sein*. Münster: Unrast Verlag.
- Clark, A. (1997). *Being there: Putting brain, body and world together again*. Cambridge: MIT Press.
- Clark, A. & Chalmers, D. (1998). The extended mind. *Analysis*, 58(1), 7-19.
- Clarke, V. & Braun, V. (2009). Gender. In D. Fox, I. Prilleltensky & S. Austin (Eds.), *Critical Psychology* (2nd ed., pp. 232-249). London: Sage.

- Clarke, V., Ellis, S., Peel, E. & Riggs, D.W. (2010). *Lesbian, gay, bisexual, trans and queer psychology: An introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Clemans, K.H., DeRose, L.M., Graber, J.A., & Brooks-Gunn, J. (2010). Gender in adolescence. In J.C. Chrisler & D.R. McCreary (Eds.), *Handbook of Gender Research in Psychology* (pp. 527-557). New York: Springer Publishing.
- Cohen, J. (1988). *Statistical power analysis for the behavioral sciences* (2nd ed.). Hillsdale: Erlbaum.
- Collins, P.H. (1990). *Black feminist thought. Knowledge, consciousness, and the politics of empowerment* (2nd ed.). Boston: Unwin Hyman.
- Committee on Lesbian and Gay Concerns (1991). Avoiding heterosexual bias in language. *American Psychologist*, 46, 973–974.
- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the intersection of race and sex: A black feminist critique of antidiscrimination doctrine, feminist theory and anti-racist politics. *University of Chicago Legal Forum*, 140, 139-167.
- Crenshaw, K. (1993). Mapping the margins: Intersectionality, identity politics, and violence against women of color. *Stanford Law Review*, 43, 1241-1299.
- Danziger, K. (1990). *Constructing the subject: Historical origins of psychological research*. New York: Cambridge University Press.
- Danziger, K. (1997). *Naming the mind: How psychology found its language*. London: Sage.
- de Lauretis, T. (1991). Queer theory. Lesbian and gay sexualities: An introduction. *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, 3(2), iii-xviii.
- Dennett, D. (1987). *The Intentional Stance*. Cambridge: MIT Press.
- Derrida, J. (1987). Florian Roetzer: Gespräch mit Jacques Derrida. *Falter (Beilage)*, 302, 11-12.
- Deutschen Gesellschaft für Psychologie (2016). *Richtlinien zur Manuskriptgestaltung* (4. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Diamond, L.M. & Butterworth, M. (2008). Questioning gender and sexual identity: Dynamic links over time. *Sex Roles*, 59, 365-376. doi:10.1007/s11199-008-9425-3

- Diefenbacher, S., Landhäußer, A. & Pfattheicher, S. (2012). *Small group-meeting zum Themenkomplex „Macht, Moral & Normen“ im Frühjahr 2012 an der Universität Ulm*. Call for paper.
- Diekmann, A.B. & Eagly, A.H. (2000). Stereotypes as dynamic constructs: Women and men of the past, present, and future. *Personality and Social Psychological Bulletin*, 26, 1171-1188. doi:10.1177/0146167200262001
- Dienes, Z. (2008). *Understanding psychology as a science: An introduction to scientific and statistical inference*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Döring, N. (2013). Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen: Probleme und Lösungsansätze aus Sicht von Mess-, Umfrage-, Gender- und Queer-Theorie. *GENDER*, 2, 94-113.
- Dorough, A. & Pfattheicher, S. (2014). 3. *Small group-meeting zum Themenkomplex „Macht, Moral & Normen“ im März 2014 an der Universität Göttingen*. Call for paper.
- Dudenredaktion (o.J.). „Relativieren“ auf Duden online. <http://duden.de/rechtschreibung/relativieren> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Duron, L. (2013). *Raising my rainbow. Adventures in raising a fabulous, gender creative son*. New York: Broadway Books.
- Dwyer, A. (2010). Saving schools from abomination and abnormal sex: A discourse analysis of online public commentary about “queering” school spaces. In B. Scherer (Ed.), *Queering Paradigms* (Vol 1, pp. 197-215). Oxford u.a.: Peter Lang.
- Eagly, A. (1987). *Sex differences in social behavior: A social-role interpretation*. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates.
- Eagly, A. (2012). Bias, feminism, and the psychology of investigating gender. In R.W. Proctor & E.J. Capaldi (Eds.), *Psychology of science: Implicit and explicit processes* (pp. 267-287). Oxford: Oxford University Press. doi:10.1093/acprof:oso/9780199753628.003.0012
- Easton, D. & Liszt, C.A. (1997). *The ethical slut: A guide to infinite sexual possibilities*. Emeryville: Greenery Press.
- Ebeling, S. (2006). De/Konstruktion von Geschlecht und Sexualität. In S. Ebeling & S. Schmitz (Hrsg.), *Geschlechterforschung und Naturwissen-*

- schaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel* (S. 281-296). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ebeling, S. & Schmitz, S. (Hrsg.). (2006). *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ebert, I.D. & Steffens, M.C. (2013). Positionsartikel zum Forschungsprogramm explizite und implizite geschlechterbezogene Kognitionen heute. *Gender, 3*, 26-40.
- Eckes, T. (2004). Geschlechterstereotype. Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 165-176). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Edwards, D., Ashmore, M. & Potter, J. (1995). Death and furniture: The rhetoric, politics and theology of bottom line arguments against relativism. *History of the Human Sciences, 8*, 25-49.
- Eid, M., Gollwitzer, M. & Schmitt, M. (2013). Statistik und Forschungsmethoden: Lehrbuch. Weinheim: Beltz.
- Engel, A. (2005). Die Verschränkung von Sexualität und Ökonomie. Subjekt-konstituierung unter neoliberalen Vorzeichen. In W. Ernst (Hrsg.), *Leben und Wirtschaften - Geschlechterkonstruktionen durch Arbeit* (S. 136-152). Münster: LIT Verlag.
- Fausto-Sterling, A. (1993). The five sexes. Why male and female are not enough. *The Sciences, March/April*, 20-24.
- Feist**, G.J. (2012). The psychology of science is off and running but where do we go from here? In R.W. Proctor and E.J. Capaldi (Eds.), *Psychology of science: implicit and explicit processes* (pp. 13-39). New York: Oxford University Press.
- Ferguson, M.J. & Zayas, V. (2009). Automatic evaluation. *A Journal of the Association for Psychological Science, 18*(6), 362-366.
- Fiedler, K. (2011). Voodoo Correlations Are Everywhere – Not Only in Neuroscience. *Perspectives on Psychological Science, 6*(2), 163-171. doi:10.1177/1745691611400237

- Fiedler, K. (2014). From intrapsychic to ecological theories in social psychology: Outlines of a functional theory approach. *European Journal of Social Psychology*, 44, 657-670.
- Fiedler, K. (2016). Empfehlungen der DGPs-Kommission „Qualität der psychologischen Forschung“, *Psychologische Rundschau*, 67(1), 59-74. doi:10.1026/0033-3042/a000316
- Fiedler, K. & Bless, H. (2003). Soziale Kognition. In W. Stroebe, K. Jonas & M. Hewstone (Hrsg.), *Sozialpsychologie* (4. Aufl., S. 125-163). Berlin: Springer.
- Fisher, T.D., Davis, C.M., Yarber, W.L. & Davis, S.L. (2010). *Handbook of sexuality-related measures* (3rd ed.). London: Routledge.
- Foucault, M. (1968). *Psychologie und Geisteskrankheit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1976). *Mikrophysik der Macht*. Berlin: Merve Verlag.
- Foucault, M. (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989). *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gabora, L. & Aerts, D. (2002). Contextualizing concepts using a mathematical generalization of the quantum formalism. *Journal of Experimental and Theoretical Artificial Intelligence* 14(4), 327-358.
- Gadener, V. (1984). *Theorie und Erfahrung in der psychologischen Forschung*. Tübingen: Mohr.
- Gadener, V. (2004). *Philosophie der Psychologie*. Bern: Huber.
- Galton, F. (1875/1895). *English men of science: Their nature and nurture*. New York: Appleton.
- Garcia, C. (2010). General queer; or, Lee Edelman and the oppositional meaning of queer. In B. Scherer (Ed.), *Queering Paradigms* (Vol. 1, p. 11-25). Bern: Peter Lang.
- Garner, T. (2011). Chest surgeries of a different ‘nature’. *Annual Review of Critical Psychology*, 11, 337-356.
- Gergen, K.J. (1996). Social psychology as social construction: The emerging vision. In C. McGarty and A. Haslam (Eds.), *The Message of Social*

- Psychology: Perspectives on Mind in Society* (pp. 113-128). Oxford: Blackwell.
- Gergen, K. (2011). *Relational being: beyond self and community*. Oxford: Oxford University Press.
- Gerrig, R.J. & P.G. Zimbardo (2008). *Psychologie* (18., aktualisierte Auflage). München: Pearson Studium.
- Giffney, N. & Hird, M. (2008). Introduction: Queering the non/human. In N. Giffney & M. Hird (Eds.), *Queering the non/human* (pp. 1-16). Aldershot: Ashgate.
- Gilman, S.L. (2008). Constructing schizophrenia as a category of mental illness. In E.R. Wallace & J. Gach (Eds.), *History of psychiatry and medical psychology* (pp. 461-483). New York: Springer.
- Goff, P.A., Thomas, M.A., & Jackson, M.C. (2008). "Ain't I a woman?": Towards an intersectional approach to person perception and group-based harms. *Sex Roles*, 59, 392-403.
- Goldfried, M.R. (2001). Integrating gay, lesbian, and bisexual issues into mainstream psychology. *American Psychologist*, 56(11), 977-988.
- Greenwald, A.G. (2012). Scientists are human: implicit cognition and researcher conflict of interest. In R.W. Proctor & E.J. Capaldi (Eds.), *Psychology of science: Implicit and explicit processes* (pp. 255-266). Oxford: Oxford University Press. doi:10.1093/acprof:oso/9780199753628.003.0011
- Griesebner, A. (2005). *Feministische Geschichtswissenschaft: Eine Einführung. Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte*. Wien: Löcker.
- Groeben, N. (1997). *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie. Band I, Metatheoretische Perspektiven*. Münster: Aschendorff.
- Groeben, N. & Scheele, B. (2005). Zur anthropologischen Relation von Selbst- und Objektbild im psychologischen Erkenntnisprozess. In G.M. Bente, N. Groeben, U. Schmidt-Denter, G. Fischer, W. Hussy & E. Stephan (Hrsg.), *Kölner Psychologische Studien. Beiträge zur natur-, kultur-, sozialwissenschaftlichen Psychologie, Jahrgang X, Heft 1* (S. 1-16). Köln: Universität zu Köln.
- Halperin, D.M. (1991). Sex before sexuality: Pederasty, politics, and power in classical Athens. In M.B. Duberman, M. Vicinus, & G. Chauncey Jr.

- (Eds.), *Hidden from History: reclaiming the gay and lesbian past* (pp. 37-53). London: Penguin.
- Halperin, D.M. (1995). *Saint = Foucault. Towards a gay hagiography*. Oxford: Oxford University Press.
- Halperin, D.M. (2003). *The normalization of queer theory*. Philadelphia: Harworth Press.
- Haraway, D. (1988). Situated knowledges: The science question in feminism and the privilege of partial perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575-599.
- Hare-Mustin, R.T., & Marecek, J. (1990). *Making a difference: Psychology and the construction of gender*. New Haven: Yale University Press.
- Hark, S. (2004). *Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen*. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 104-111). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hark, S. (2005). *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hartsock, N.C.M. (1987). The feminist standpoint: Developing the ground for a specifically feminist historical materialism. In S. Harding (Ed.), *Feminism and Methodology. Social Science Issues* (pp. 157-180). Bloomington: Indiana University Press.
- Harré, R. & Secord, P. (1972). *The explanation of social behavior*. Oxford: Basil Blackwell.
- Hegarty, P. (2001). "Real Science", deception experiments and the gender of my lab coat: Toward a new laboratory manual for lesbian and gay psychology. *International Journal of Critical Psychology*, 1(4), 91-108.
- Hegarty, P. (2002). "More feminine than 999 men out of 1,000" – measuring sex roles and gender nonconformity in psychology. In T. Lester (Ed.), *Gender nonconformity, race, and sexuality: charting the connections* (pp. 62-83). Madison: University of Wisconsin Press.
- Hegarty, P. (2007). Getting dirty. Psychology's history of power. *History of Psychology*, 10(2), 75-91.

- Hegarty, P. (2011). Becoming curious: An introduction to the special issue on queer theory and psychology. *Psychology and Sexuality*, 2, 1-3.
- Hegarty, P. & Buechel, C. (2006). Androcentric reporting of gender differences in APA journals: 1965-2004. *Review of General Psychology*, 10(4), 377-389.
- Hegarty, P. & Bruckmüller, S. (2013). Asymmetric explanations of group differences: Experimental evidence of Foucault's disciplinary power. *Social and Personality Psychology Compass*, 7(3), 176-186.
- Henrich, J., Heine, S.J., Norenzayan, A. (2010). The weirdest people in the world. *Behavioral and Brain Sciences*, 33(2-3), 61-83. doi:10.1017/S0140525X0999152X.
- Herd, G. (1996). *Third sex, third gender: beyond sexual dimorphism in culture and history*. New York: Zone Books.
- Herek, G.M., Kimmel, D.C., Amaro, A. & Melton, G.B. (1991). Avoiding heterosexual bias in psychological research. *American Psychologist*, 46(9), 957-963.
- Herek, G.M. & McLemore, K.A. (2013). Sexual prejudice. *Annual Review of Psychology*, 64, 309-333.
- Herzog, W. (2012). *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hogg, M.A. & McGarty, C. (1990). Self-categorization and social identity. In D. Abrams & M.A. Hogg (Eds.), *Social identity theory: Constructive and critical advances* (pp. 10-27). New York: Springer.
- Hornsey, M.J. (2008). Social identity theory and self-categorization theory: A historical review. *Social and Personality Psychology Compass*, 2(1), 204-222.
- Hyde, J.S. (2005). The gender similarities hypothesis. *American Psychologist*, 60(6), 581-592.
- Hyde, J.S. (2007). New directions in the study of gender similarities and differences. *Current Directions in Psychological Science*, 16(5), 259-263.
- Jagose, A. (1996). *Queer theory. An introduction*. New York: University Press.
- Jonas, K.J., & Cesario, J. (2013). Introduction to the Special Issue: Situated social cognition. *Social Cognition*, 31(2), 119-124.

- Irmen, L. & Linner, U. (2005). Die Repräsentation generisch maskuliner Personenbezeichnungen. Eine theoretische Integration bisheriger Befunde. *Zeitschrift für Psychologie*, 213(3), 167-175.
- Joel, D. (2012). Genetic-gonadal-genitals sex (3G-sex) and the misconception of brain and gender, or, why 3G-males and 3G-females have intersex brain and intersex gender. *Biology of Sex Differences*, 3, 27-33.
- Kalish, C. (2002). Gold, jade, and emeralby: The value of naturalness for theories of concepts and categories. *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology*, 22(1), 45-66.
- Kashima, Y., Fiedler, K. & Freytag, P. (2008). *Stereotype dynamics: language-based approaches to the formation, maintenance, and transformation of stereotypes*. New York: Lawrence Erlbaum Associates.
- Kessels, U., Heyder, A., Latsch, M. & Hannover, B. (2014). How gender differences in academic engagement relate to students' genderidentity. *Educational Research*, 56, 219-228. doi:10.1080/00131881.2014.898916
- Kessler, S.J. (1990). The medical construction of gender: Case management of intersexed infants. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 16(1), 3-26.
- Kessler, S.J. & McKenna, W. (1978). *Gender. An ethnomethodological approach*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kessler, S.J. & McKenna, W. (2006). Toward a Theory of Gender. In S. Stryker & S. Whittle (Eds.), *The transgender studies reader* (pp. 165-182). London: Taylor & Francis.
- Kim, U. (1999). After the "crisis" in social psychology: The development of the transactional model of science. *Asian Journal of Social Psychology*, 2, 1-19.
- Klauer, K.C. & Wegener, I. (1998). Unraveling social categorization in the „who said what?“ paradigm. *Journal of Personality and Social Psychology*, 75(5), 1155-1178.
- Kuper, L.E., Nussbaum, R. & Mustanski, B. (2012). Exploring the diversity of gender and sexual orientation identities in an online sample of transgender individuals. *Journal of Sex Research*, 49(2-3), 244-254.

- Lambert-Mogiliansky, A. (2013). Comments on episodic superposition of memory states. *Topics in Cognitive Science*, 6, 63-66.
- Lauth, B. & Sareiter, J. (2005). *Wissenschaftliche Erkenntnis. Eine ideengeschichtliche Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Paderborn: Mentis Verlag.
- Lenk, H. (1991). *Wissenschaft und Ethik*. Stuttgart: Reclam.
- Lewis, S.E. (2013). Queer subversion or heteronormative reinforcement? Linguistic Performativity in the identity construction of a young, bisexual-identified Brazilian LGBT activist. In K. O'Mara & L. Morrish (Eds.), *Queering Paradigms III. Queer impact and practices* (pp. 201-235). Oxford u.a.: Peter Lang.
- Lienert, G.A. (1989). *Testaufbau und Testanalyse*. München: PsychologieVerlagsUnion.
- Longino, H. (1990). *Science as social knowledge. Values and objectivity in scientific inquiry*. Princeton: University Press.
- Longino, H. (1994). In search for feminist epistemology. *Monist*, 77(4), 472-485.
- Ma, V. & Schoeneman, T.J. (1997). Individualism versus collectivism: a comparison of Kenyan and American self-concepts. *Basic and Applied Social Psychology*, 19(2), 261-273.
- Maccoby, E. & Jacklin, C. (1974). *The psychology of sex differences*. Stanford: Stanford University Press.
- Marecek, J., Crawford, M. & Popp, D. (2004). On the construction of gender, sex and sexualities. In A.H. Eagly, A.E. Beall & R.J. Sternberg (Eds.), *The psychology of gender* (2nd ed., pp. 192-216). New York: Guilford Press.
- Mertens, W. & Fuchs, G. (1978). *Krise der Sozialpsychologie*. München: Ehrenwirth.
- Merton, R.K. (1973). *The Sociology of science. Theoretical and empirical investigations*. Chicago: University of Chicago Press.
- Millett, K. (1970). *Sexual politics*. Chicago: University of Illinois Press.
- Miller D.T, Taylor B. & Buck M.L. (1991). Gender gaps: Who needs to be explained? *Journal of Personality and Social Psychology*, 61(1), 5-12.

- Morin, S.F. (1977). Heterosexual bias in psychological research on lesbianism and male homosexuality. *American Psychologist*, 32, 629-637.
- Morin, S. & Rothblum, E. (1991). Removing the stigma: Fifteen years of progress. *The American Psychologist*, 46, 947-949.
- Morton, T.A., Postmes, T., Haslam, S.A. & Hornsey, M.J. (2009). Theorizing gender in the face of social change: Is there anything essential about essentialism? *Journal of Personality and Social Psychology*, 96(3), 653-664. doi:10.1037/a0012966.
- Myers, D.G. (2007). *Psychologie* (2. Aufl.). Heidelberg: Springer.
- Nagle, J. (1997). Stroking my inner fag. In C. Queen & L. Schimel (Eds.), *PoMoSexuals. Challenging assumptions about gender and sexuality* (pp. 122-126). San Francisco: Cleis Press.
- Neisser, U. (1974). *Kognitive Psychologie*. Stuttgart: Klett.
- Nölleke, B. (2013). *Geschichte der Psychoanalyse in Frankreich*. https://psychoanalytikerinnen.de/frankreich_geschichte.html (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Newman, L.K. (2002). Sex, gender and culture: Issues in the definition, assessment and treatment of gender identity disorder. *Clinical Child Psychology and Psychiatry*, 7(3), 352-359.
- Norenzayan, A. & Schwarz, N. (1999). Telling what they want to know: Participants tailor causal attributions to researchers' interests. *European Journal of Social Psychology*, 29, 1011-1020.
- Panter, A.T., Daye, C.E., Allen, E.R., Wightman, L.F. & Deo, M.E. (2009). It matters how and when you ask: Self-reported race/ethnicity of incoming law students. *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology*, 15(1), 51-66.
- Parker, I. (1989). *The crisis in modern social psychology – and how to end it*. London: Routledge.
- Parker, I. & Shotter, J. (1990). *Deconstructing social psychology*. London & New York: Routledge.
- Parlee, M.B. (1996). Situated knowledges of personal embodiment: Transgender activists' and psychological theorists' perspectives on 'sex' and 'gender'. *Theory & Psychology*, 6(4), 625-645.

- Pauletti, R.E., Cooper, P.J. & Perry, D.G. (2014). Influences of gender identity on children's maltreatment of gender-nonconforming peers: A person x target analysis of aggression. *Journal of Personality and Social Psychology*, 106(5), 843-866.
- Perko, G. (2005). *Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens*. Köln: PapyRossa.
- Popper, K. (2002). *Realismus und das Ziel der Wissenschaft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Pothos, E.M. & Busemeyer, J.R. (2009). A quantum probability explanation for violations of 'rational' decision theory. *Proceedings of the Royal Society B: Biological Sciences*, 276(1665), 2171-2178. doi:10.1098/rspb.2009.0121
- Pothos, E.M. & Busemeyer, J.R. (2013). Can quantum probability provide a new direction for cognitive modeling? *Behavioral and Brain Sciences*, 36, 255-327. doi:10.1017/S0140525X12001525
- Prentice, D.A. & Carranza, E. (2002). What women and men should be, shouldn't be, are allowed to be, and don't have to be: The contents of prescriptive gender stereotypes. *Psychology of Women Quarterly*, 26, 269-281.
- Purdie-Vaughns, V. & Eibach, R.P. (2008). Intersectional invisibility: The ideological sources and social consequences of the non-prototypicality of intersectional subordinates. *Sex Roles*, 59(5), 377-391.
- Quantum Cognition Network (2016). <http://quantum-cognition.de/themes/themes.html> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Ravenscroft, I. (2008). *Philosophie des Geistes. Eine Einführung*. Stuttgart: Reclam.
- Rich, A. (1980). Compulsory heterosexuality and lesbian existence. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 5(4), 631-660. doi:10.1086/493756
- Riger, S. (1992). Epistemological debates, feminist voices: Science, social values, and the study of women. *American Psychologist*, 47, 730-740.
- Robbins, P. & Aydede, M. (2009). *The Cambridge Handbook of Situated Cognition*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Robbins, P. & Aydede, M. (2009). A short primer on situated cognition. In P. Robbins & M. Aydede (Eds.), *The Cambridge Handbook of Situated Cognition* (pp. 3-10). Cambridge: Cambridge University Press.
- Rogers, W.S. (2003). *Social psychology: Experimental and critical approaches*. Maidenhead: Open University Press.
- Roth, M., Hammelstein, P. & Brähler, E. (2014). *Need inventory of sensation seeking: NISS: Ein Fragebogen zur Erfassung des dispositionalen Bedürfnisses nach Stimulation*. Göttingen: Hogrefe.
- Rothmund, J. & Scheele, B. (2004). Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand. Lösungsmöglichkeiten für das Genus-Sexus-Problem auf Textebene. *Zeitschrift für Psychologie*, 212(1), 40-54.
- Ruscio, J. & Ruscio, A.M. (2008). Categories and dimensions. *Current Directions in Psychological Science*, 17(3), 203-207.
- Rubin, G. (1975). The Traffic in Women: Notes on the 'Political Economy' of Sex. In R. Reiter (Ed.), *Toward an anthropology of women* (pp. 157-210). New York: Monthly Review Press.
- Rubin, G. (1984). Thinking sex: Notes for a radical theory of the politics of sexuality. In H. Ablove, M.A. Barale & D.M. Halperin (Eds.), *The Lesbian and Gay Studies Reader* (pp. 3-44). New York: Routledge.
- Rubin, Z. & Peplau, L.A. (1975). Who believes in a just world? *Journal of Social Issues*, 31(3), 65-89.
- Rudman, L.A. & Glick, P. (2008). *The social psychology of gender: How power and intimacy shape gender relations*. New York: Guilford.
- Sampson, E.E. (1978). Scientific paradigms and social values: Wanted—a scientific revolution. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36(11), 1332–1343.
- Sampson, E.E. (1993). Identity politics. *American Psychologist*, 48(12), 1219-1230.
- Scheele, B. & Groeben, N. (1988). *Dialog-Konsens-Methoden. Zur Rekonstruktion Subjektiver Theorien*. Tübingen: Francke Verlag.
- Scherer, B. (2016). Introduction: Queer interventions, ethics, and glocalities. In B. Scherer (Ed.), *Queering Paradigms VI. Interventions, ethics and glocalities* (pp. 1-12). Oxford: Peter Lang.

- Schlichter, A. (2005). Re-thinking sex. Feminismus, queere Theorie und die Kritik normativer Sexualpolitiken. In E. Haschemi Yekani & B. Michaelis (Hrsg.), *Quer durch die Geisteswissenschaften* (S. 132-156). Berlin: Querverlag.
- Schmitz, S. (2014). Agentieller Realismus als Rahmenwerk für die Science & Technology Studies. In D. Lengersdorf & M. Wieser (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies* (S. 279-291). Wiesbaden: Springer.
- Scholz, J. (2016). Queering Identities in Psychology: Blind Alleys and Avenues. In B. Scherer (Ed.), *Queering Paradigms VI. Interventions, Ethics and Glocalities* (pp. 41-67). Oxford: Peter Lang.
- Schwarz, N. & Bohner, G. (2001). The construction of attitudes. In A. Tesser & N. Schwarz (Eds.), *Blackwell handbook of social psychology: Intrapersonal processes* (pp. 436-457). Oxford: Blackwell.
- Schwarz, N. & Strack, F. (1991). Context effects in attitude surveys: Applying cognitive theory to social research. In W. Stroebe & M. Hewstone (Eds.), *European Review of Social Psychology* (vol. 2, pp. 31-50). Chichester: Wiley.
- Schweizer, K. & Richter-Appelt, H. (2012). *Intersexualität kontrovers. Grundlagen, Erfahrungen, Positionen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Sedgwick, E.K. (1990). *Epistemology of the closet*. Oakland: University of California Press.
- Sedgwick, E.K. (1993). *Tendencies*. Durham: Duke University Press.
- Shields, S.A. (2008). An intersectionality perspective. *Sex Roles*, 59, 301-311.
- Sieben, A. & Scholz, J. (2012). *(Queer-)Feministische Psychologien. Eine Einführung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Smith, R. (2005). The history of psychological categories. *Studies in History and Philosophy of Biological & Biomedical Sciences*, 36, 55-94.
- Smith, E.R. & Semin, G.R. (2007). Situated social cognition. *Current Directions in Psychological Science*, 16(3), 132-135.
- Smith, C.A., Johnston-Robledo, I., McHugh, M.C. & Chrisler, J.C. (2010). Words matter: The language of gender. In J.C. Chrisler & D.R. McCreary (Eds.), *Handbook of gender research in psychology, Vol 1:*

- Gender research in general and experimental psychology* (pp. 361-377), New York: Springer.
- Solomon, M. (2007). Situated Cognition. In P. Thagard (Ed.), *Handbook of the Philosophy of Psychology and Cognitive Science* (pp. 413-428). Amsterdam: Elsevier.
- Stahlberg, D. & Sczesny, S. (2001). Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. *Psychologische Rundschau* 52(3), 131-140.
- Steffens, M.C. & Ebert, I.D. (2010). Sozialpsychologische Geschlechterforschung: Bereicherung der Gender Studies? *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien*, 16(24), 189-202.
- Steffens, M.C., Landmann, S. & Mecklenbräuker, S. (2013). Participant sexual orientation matters. *Experimental Psychology*, 60(5), 362–367.
- Steffens, M.C. & Viladot, M.Á. (2015). *Gender at work. A social psychological perspective*. New York: Peter Lang.
- Stuhler, H. (2013). *Eine kritische Überprüfung der sozialpsychologischen Genderforschung auf intersektionale Konzeptionen von Identitätskategorien*. (Unveröffentlichte Bachelorarbeit). Jena: Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- Sullivan, N. (2003). *A critical introduction to queer theory*. New York: New York University Press.
- Sullivan, N. & Murray, S. (2009). Introduction. In N. Sullivan & S. Murray (Eds.), *Somatechnics. Queering the technologisation of bodies* (pp. 1-10). London Routledge.
- Tajfel, H. & Wilkes, A.L. (1963). Classification and quantitative judgement. *British Journal of Psychology*, 54(2), 101-114.
- Taylor, S.E., Fiske, S.T., Etoff, N.L. & Ruderman, A.J. (1978). Categorical and contextual bases of person memory and stereotyping. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36(7), 778-793.
- Teo, T. (2008). From speculation to epistemological violence in psychology. A critical-hermeneutic reconstruction. *Theory & Psychology*, 18(1), 47-67.
- Teo, T. (2010). What is epistemological violence in the empirical social sciences? *Social and Personality Psychology Compass*, 4/5, 295-303.

- Tomelleri, S. & Castelli, L. (2012). On the nature of gender categorization. *Social Psychology*, 43(1), 14-27.
- Trautner, H.M. (1992). *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Bd. 1: Grundlagen und Methoden*. Göttingen: Hogrefe.
- Trout, J.D. (2001). Measurement. In W.H. Newton-Smith (Ed.), *A companion to the philosophy of science* (pp. 265-276). Malden: Blackwell.
- Turner, W.B. (2000). *A genealogy of queer theory*. Philadelphia: Temple University Press.
- Turner, J.C., Hogg, M.A., Oakes, P.J., Reicher, S.D. & Wetherell, M.S. (1987). *Rediscovering the social group: A self-categorization theory*. New York: Blackwell.
- Unger, R.K. (1979). Toward a redefinition of sex and gender. *American Psychologist*, 34, 1085-1094.
- Unger, R.K. (1989). Sex, gender and epistemology. In M. Crawford & M. Gentry (Eds.), *Gender and thought* (pp. 17-35). New York: Springer.
- Unger, R.K. (1998). *Resisting gender: Twenty-five years of feminist psychology*. London: Sage.
- Uskul, A., Oyserman, D., Schwarz, N., Lee, S.W.S. & Xu, A.J. (2013). How successful you have been in life depends on the response scale used: The role of cultural mindsets in pragmatic inferences drawn from question format. *Social Cognition*, 31(2), 222-236.
- Vasey, P.L. & Bartlett, N.H. (2007). What can the samoan “fa’afafine” teach us about the western concept of gender identity disorder in childhood? *Perspectives in Biology and Medicine*, 50(4), 481-490.
- Villa, P.-I. (2003). *Judith Butler: campus Einführungen*. Frankfurt: Campus Verlag.
- von Foerster, H. (2005). Entdecken oder Erfinden? Wie läßt sich Verstehen verstehen? In H. Gumin & H. Meier (Hrsg.), *Einführung in den Konstruktivismus* (S. 41-88). München: Piper.
- von Glasersfeld, E. (2005). Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In H. Gumin & H. Meier (Hrsg.), *Einführung in den Konstruktivismus* (S. 9-39). München: Piper.

- Voß, H.-J. (2011). *Making sex revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive* (3. Aufl.). Bielefeld: Transcript.
- Voß, H.-J. (2012). *Intersexualität – Intersex. Eine Intervention*. Münster: Unrast-Verlag.
- Voß, H.-J. (2013). *Geschlecht. Wider die Natürlichkeit* (3. Aufl.). Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Vul, E., Harris, C., Winkielman, P. & Pashler, H. (2009). Puzzlingly high correlations in fMRI studies of emotion, personality, and social cognition. *Perspectives on Psychological Science*, 4, 274–290.
- Wänke, M. (2007). What is said and what is meant: Conversational implicatures in natural conversations, research settings, media and advertising. In K. Fiedler (Ed.), *Frontiers in social psychology: Social communication* (pp. 223-256). London: Psychology Press.
- Walach, H. (2013). *Psychologie: Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte. Ein Lehrbuch* (3., überarbeitete und erweiterte Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.
- Warner, L. (2008). A best practices guide to intersectional approaches in psychological research. *Sex Roles*, 59, 454-463.
- Warner, M. (1991). Fear of a queer planet. *Social Text*, 29, 3-17.
- Warner, M. (1999). *The trouble with normal. Sex, politics, and the ethics of queer life*. Cambridge: Harvard University Press.
- Watzlawick, P. (2005). *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen*. München: Piper.
- West, C. & Zimmerman, D.H. (1987). Doing gender. *Gender and Society*, 1(2), 125-151.
- Westermann, R. (2000). *Wissenschaftstheorie und Experimentalmethodik: Ein Lehrbuch zur psychologischen Methodenlehre*. Göttingen: Hogrefe.
- Wiktionaryredaktion (2016). „Relativieren“ auf Wiktionary online. <https://de.wiktionary.org/wiki/relativieren> (letzter Zugriff am 4.3.207)
- Wilkinson, S. (1996). *Feminist social psychologies: International perspectives*. Philadelphia: Open University Press.

- Winerman, L. (2014). Words matter. *Monitor on Psychology*, 45(3), retrieved from <http://apa.org/monitor/2014/03/words-matter.aspx> (letzter Zugriff am 4.3.2017)
- Wittig, M. (1992). *The straight mind and other essays*. Boston: Beacon Press.
- Wittig, M. (1976/1992). The category of sex. In M. Wittig (Ed.), *The straight mind and other essays* (pp. 1-8). Boston: Beacon Press.
- Wittig, M. (1980/1992). The straight mind. In M. Wittig (Ed.), *The straight mind and other essays* (pp. 21-32). Boston: Beacon Press.
- Wittig, M. (1981/1992). One is not born a woman. In M. Wittig (Ed.), *The straight mind and other essays* (pp. 9-20). Boston: Beacon Press.
- Woltersdorff, V. (2004). Den Spieß umdrehen. Was sind queer politics und queer theory? *Iz3w*, 15-19.
- Yeh, W. & Barsalou, L.W. (2006). The situated nature of concepts. *American Journal of Psychology*, 119(3), 349-384.
- Zimbardo, P.G. & Gerrig, R.J. (2004). *Psychologie* (16., aktualisierte Auflage). München: Pearson Studium.